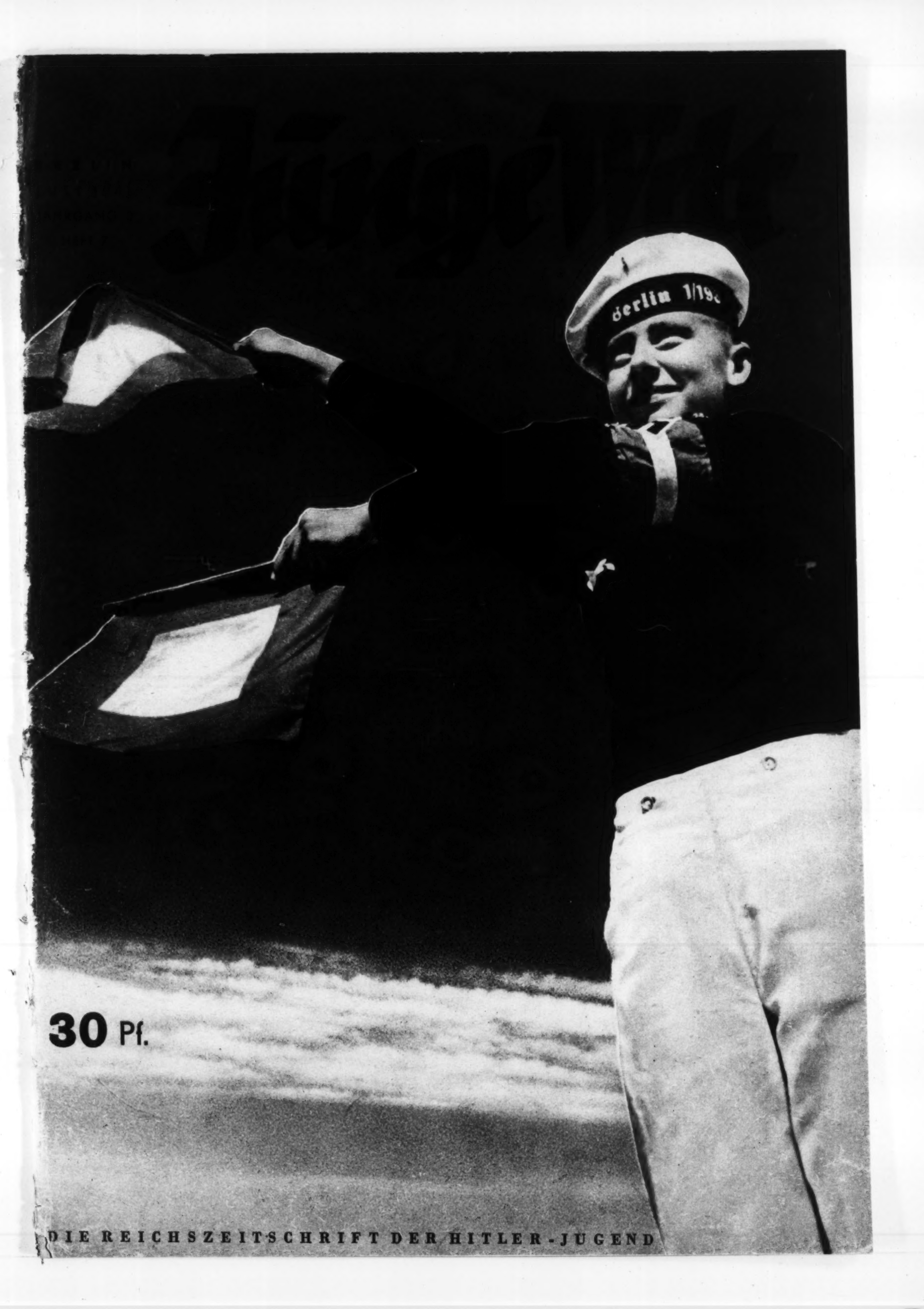
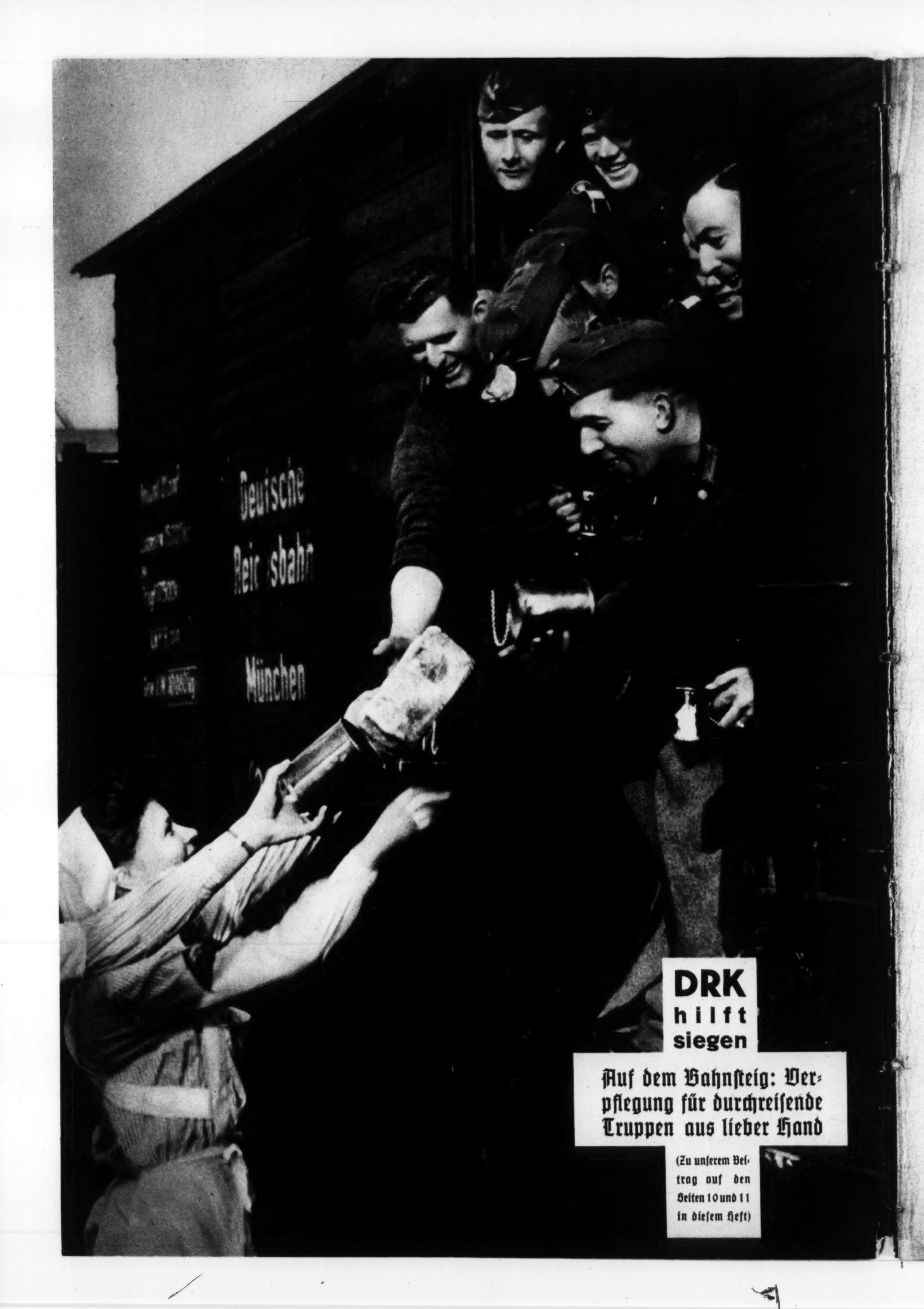

30 Pf.
DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



DRK hilft siegen

Auf dem Bahnsteig: Verpflegung für durchreisende Truppen aus lieber Hand

(Zu unserem Beitrag auf den Seiten 10 und 11 in diesem Heft)

BERLIN · JULI 1941 · **Junge Welt** Reichszeitschrift der Hitler-Jugend · HEFT 7 · JAHRGANG 3



Rommel boxt sich durch!

Ich sah das schmale, energische Soldatengesicht mit der hohen Stirn zum erstenmal vor vier Jahren auf einer Norwegenreise. Die mittelgroße, sehnige Gestalt, die da im grauen Sportanzug an der Reling stand, das Glas vor dem Auge, und lange über das weite, graue Wasser spähte, fiel bald auch den jungen Passagieren auf, denen sonst alles, was über zwanzig Jahre zählte, wenig zu gelten schien. Der „Deutsche", unser schmuckes Schiff, hatte mehr als tausend Hitlerjungen geladen, mit denen er die ruhigen, breiten Wogenkämme der Nordsee dem norwegischen Wunderland entgegenstampfte. Bald hatten die Jungen spitz, wen sie da als Gast an Bord hatten: Oberstleutnant Rommel hieß er, und er sollte schon als junger Infanterieoffizier im Weltkrieg große Taten vollbracht haben. Ein Zeichen davon war der blaue Stern, den er in Uniform am Hals trug, der Pour le mérite, den er sich als Erstürmer des D. Cosna und des Monte Matajur und für die Tat von Longarone im Jahre 1917 verdient hatte. Ich hatte von diesen kühnen und harten Kämpfen bereits in dem von ihm selbst verfaßten Buch „Infanterie greift an" gelesen, das auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, und so konnte ich meinen jungen Kameraden dies und jenes aus dem soldatischen Leben dieses Mannes erzählen.

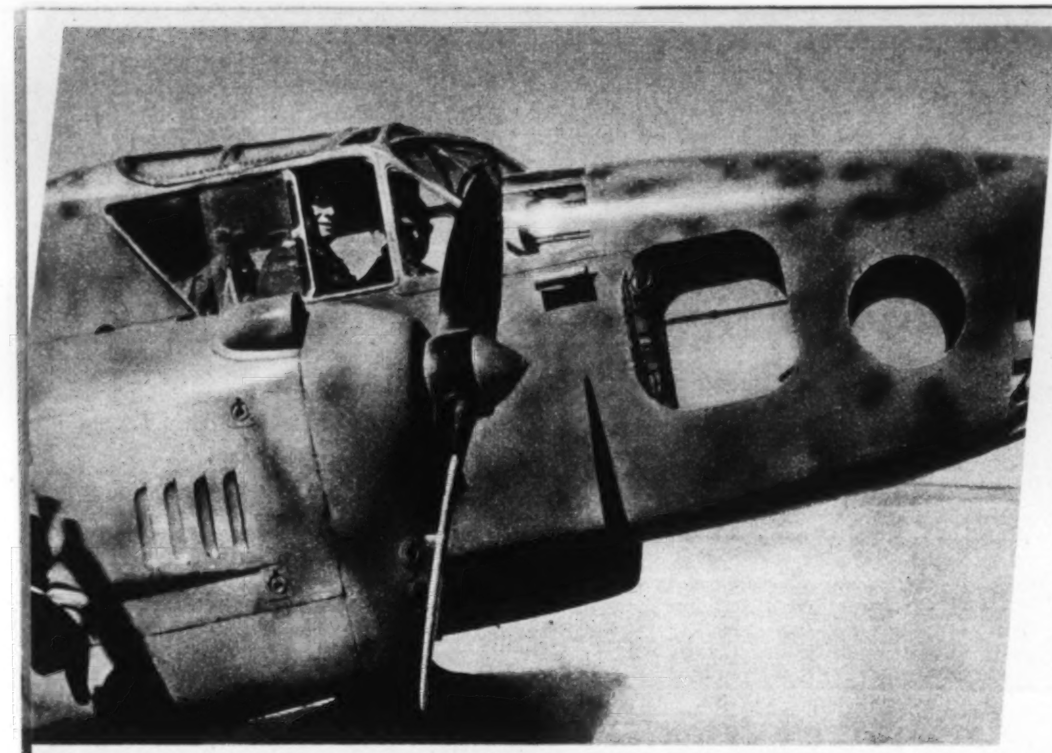
Noch erinnere ich mich genau, wie ich, der ich dem damaligen Oberstleutnant Rommel durch seinen Adjutanten vorgestellt worden war, ihn um sein Autogramm bat. Hatte ich mir schon selbst gesagt, daß dies ein schwieriges Unternehmen werden würde, weil der Oberstleutnant von sehr ruhigem, fast wortkargem Wesen schien, ganz entgegen meinen jugendlichen Erwartungen von einem draufgängerischen, ungeheuer entschlossenen Soldaten, so wurde meine Ahnung noch durch die Worte des Adjus bestärkt, der mir nicht viel Aussichten für ein Gelingen meines Anliegens machte. Und es gelang doch! Auf ein Stück Notizpapier schrieb mir der heutige General und Führer des deutschen Afrikakorps in großen Lettern seinen Namen: E. Rommel, 9. 5. 37. Ich war damals sehr stolz, und nun bin ich besonders dankbar dafür, könnte man sich doch als Soldat nicht vorstellen, heute vor den Generalleutnant hinzutreten und zu sagen: Ich bitte um Ihr Autogramm, Herr General!

Damals war Oberstleutnant Rommel Leiter der Kriegsschule in Potsdam. Eines Abends versammelte er auf viele Bitten hin die Hitlerjungen um sich, tief unten im Bauch des Schiffes, erzählte ihnen einige Erlebnisse aus dem Weltkrieg, ließ sie aber vor allem Fragen stellen und beantwortete alles, was militärisch zulässig war, in einer bestimmten und doch mit viel farbigen Bildern erläuternden Art, welche die jungen Zuhörer sehr fesselte. Und obwohl in der stickigen Luft dieses Bunkers das starke Auf- und Niederstampfen des Schiffes besonders unangenehm zu spüren war, wollte das Fragen kein Ende nehmen. Nur den allzu Wißbegierigen begegnete der freundliche Herr im grauen Sportanzug mit einem Lächeln, das zu sagen schien, wir wollen nicht aus der Schule plaudern, nicht wahr, das werdet ihr einsehen!

An diese erste Begegnung mit General Rommel mußte ich denken, als ich jetzt ein Buch in die Hand bekam, in dem ich seine Gestalt, sein Gesicht, sein Wesen wiedererkannte, obwohl sein Name darin überhaupt nicht erwähnt wird. General Rommel war zu Anfang des Krieges Kommandant des Führerhauptquartiers, im Westfeldzug Kommandeur einer Panzerdivision, die an entscheidenden Frontabschnitten entscheidende Leistungen vollbrachte. Und dies ist nicht zuviel gesagt. Das Buch: „Die Gespensterdivision" von Alfred Tschimpke (Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf. München-Berlin) kann im Rahmen

General Rommel bei einer Besprechung mit dem italienischen General Gariboldi





General Rommel, der Befehlshaber der Erdtruppen in Afrika, verschafft sich selbst von der Focke-Wulf „Weihe" eine genaue Übersicht über die strategische Lage

dieses Artikels nicht erschöpfend behandelt werden, spricht es doch vor allem von den Taten der ganzen Division im Westfeldzug, wohl aber ist es ausschließlich als Unterlage für die folgenden Abschnitte verwendet worden, die dem Kommandeur des von den entsetzten Feinden „Gespensterdivision" getauften gemischten Verbandes gelten: General Rommel.
Die Maas. Ein feuriger Strom. In die deutsche Vorausabteilung schlägt das massierte Feuer der feindlichen Artillerie aus Feldstellungen, Bunkern. Rast das MG.-Feuer aus versteckten Nestern. Pfeifen die Querschläger der Scharfschützen vom jenseitigen Ufer. Über die Kante eines gesprengten Flußwehrs turnen im Feuerhagel die ersten deutschen Kradschützen, bilden einen winzigen, schwer umkämpften, doch so wichtigen Brückenkopf auf dem feindlichen Ufer. Sie haben Fuß gefaßt, graben sich ein. Vielen wird das Schützenloch zum Soldatengrab. Und der Angriff stockt. Es fehlt die Verstärkung, die das gewonnene Stückchen Erde ausweitet, verbreitert. Das Feuer des Feindes hält an, rauscht und saust böse in den Ohren der Pioniere, die einen Notsteg über die Maas bauen sollen. Manches tapfere Opfer, und Blut und Schweiß, Keuchen, Stöhnen und Schreien. Da taucht in der verzweifeltsten Lage der General auf. Er reißt die Pioniere, die immer wieder den Kopf in den Dreck stecken müssen, fort, legt selbst Hand an, packt zu, ist hier und dort, gibt ein Beispiel. Der Kommandeur der Pioniere fällt, wie viele seiner Männer! Aber nun geht es vorwärts. Bis 5.35 Uhr müssen die Kradschützen drüben warten. Dann beginnt der Angriff, der sie erlöst.
Unter dem wütenden Schießen des Feindes geht Trupp auf Trupp über die Maas. Der Brückenkopf verbreitert sich, fächerförmig wird der deutsche Angriff vorgetragen. Bunker verstummen, MG.-Nester werden ausgeräuchert, Scharfschützen abgeschossen. Meter für Meter geht es vorwärts. Da gellt von Mann zu Mann der Ruf: Feindliche Panzer! Noch sind keine schweren Abwehrwaffen drüben. Den Männern, die da schutzlos auf dem Felde liegen, will einen Augenblick der Herzschlag aussetzen. Die stählernen Kolosse nähern sich. Preisgegeben liegen Kradschützen und Pioniere dem mächtigen Feind, gegen den ihre Karabiner und MGs machtlos sind. Das Feuer rauscht über sie, zwischen sie. Und wieder ist es ihr Kommandeur, der die Lage rettet.
„Leuchtpistolen raus!" schreit er, der mitten unter ihnen ist. In Sekunden schießt Erkenntnis den Männern durch den Kopf. Alle, die Leuchtpistolen bei sich tragen, ballern los. Nicht in die Luft, so wie sonst, sondern in direktem Schuß auf die feindlichen Panzer. Die unschädlichen Geschosse zischen feurig durch die Luft. Da, wirklich, der Feind dreht ab. Er hält die zischende Bahn für Leuchtspurmunition von Pakgeschützen. Er wendet und verschwindet. Der General hat die Lage gerettet. Wie ein Feldherr aus alter Zeit steht er in der offenen Luke seines Panzerspähwagens, der als erster über die Maas geschafft wurde, und leitet den nun neu einsetzenden Angriff.
„Wir boxen uns durch!" Das ist das geflügelte Wort seiner Division geworden, die Kampfparole seiner Männer, der von Rommel geprägte Satz. Gegen die verlängerte Maginotlinie rennen sie an. Die Panzerschützen springen aus den bis an die Bunker gefahrenen stählernen Kästen, feuern mit Maschinengewehren in die offenen Scharten. Aber so geht es nun doch nicht. Die verwegenen Männer müssen zurück. Zu viele der Bunker, zu viele der Betonklötze. Stunden schießt unsere Artillerie. Ballert, hämmert, mörsert. Viele Bunker sind schon ausgefallen. Aber noch immer schießt die Mehrzahl. Da befiehlt der General Angriff. Läßt Nebelgranaten schießen. In den dicken milchigen Qualm stoßen die Panzer der Gespensterdivision. Ihnen nach die Pioniere. Bunker um Bunker wird erledigt. Pioniere und Panzerschützen wetteifern miteinander.
Drei Bunkerlinien sind aufgeknackt, und dann fließt der Angriff in die entsetzten französischen Truppen.
Die Nacht ist hereingebrochen. Es ist längst dunkel geworden. Mit höchster Geschwindigkeit feuernd und fahrend walzen die Panzer alles vor sich nieder. Im vordersten Panzer der General. Sie stoßen auf die Rückzugsstraße des Feindes. Fahren einfach in die französischen Kolonnen. Kilometerlang nichts als feindliche Fahrzeugkolonnen. Entsetzte Gesichter. Schießen, Gebrüll. Einige Panzerschützen springen aus den Fahrzeugen, laufen, die Pistole in der Faust, neben ihren Panzern her, um die Bahn frei zu machen. Brüllen: „A droite! — Rechts ran!" Und immer voran ihr General. Die ganze Nacht. Ein Städtchen, Avesnes, brennend. Dann dämmert der Morgen. Es ist schon heller Tag, als vor der Spitze plötzlich ein französischer 32-Tonnen-Panzer auftaucht. Einer von den ganz schweren Burschen, wie wir sie überhaupt nicht haben. Bis auf fünf Meter läßt Rommel seinen leichten Spähwagen heranfahren. Er steht in der offenen Luke. Blickt unendlich ruhig auf diese Entfernung in den Schlund der feindlichen Panzerkanone. Rührt keine Wimper. Nur seinem Adjutanten hinter ihm gibt er einen kleinen Wink. Noch rührt sich aus dieser waffengespickten rollenden Festung kein Schuß. Der Adju springt heraus, schlägt mit der Pistole auf den dicken französischen Panzer. Noch einmal, energischer. Da klettert die sechs Kopf starke Besatzung heraus und gibt sich gefangen. Blaß vor Wut, als sie sieht, wem sie da aufgesessen ist.
Lächelt General Rommel?
„Sie waren zusammen alle eines Geistes gewesen, und sie werden es weiter sein, diese Panzerschützen, die Pioniere, die Kradschützen, die Männer der Schützenregimenter, sie alle, die das schwarze oder feldgraue Tuch tragen, Soldaten und Offiziere, bis hinauf zu ihrem General, von dem seine Umgebung schon vor diesem Kriege den Eindruck hatte, er würde mit dem Maschinengewehr unter dem Arm in die Reihen des Gegners hineinstürmen."

Kriegsberichter Harald Gloth

Englische Gefangene in einem nordafrikanischen Sammellager





Bei einem Aufklärungsflug unserer Kampfmaschinen sichteten Me 110 im Raum von Agedabia einen feindlichen Lkw.-Park, der unmittelbar darauf angegriffen wurde. — Unser Bild zeigt hier eine der deutschen Kampfmaschinen über Teilen des Lkw.-Parks

DAS GEHEIMNIS DES Wüstenkrieges

Von Kriegsberichter Freiherr von Esebeck

Nordafrika, Ende Mai

PK. „In unseren Zeitungen habe ich Ihren Namen gelesen und Ihr Bild gesehen. Ich glaube, in Ihnen den Pour-le-mérite-Oberleutnant zu erkennen, der mich in der Zeit meiner Gefangenschaft so gut und menschlich behandelte. Erinnern Sie sich noch an Mario? An das Maschinengewehr, das vom Kirchturm von Longarone so unermüdlich schoß?

Ich erlaube mir nun, Ihnen diesen Brief zu schreiben und Ihnen nach so vielen Jahren den Ausdruck meiner Dankbarkeit zukommen zu lassen und Ihnen zu Ihrer prächtigen verdienstwerten Karriere zu gratulieren."

Der Mann, der diese menschlich schönen Zeilen von einem Venezianer in den letzten Apriltagen dieses Jahres empfängt, ist der Befehlshaber in Libyen, der Kommandierende General des Deutschen Afrikakorps, General Rommel. Fast 25 Jahre sind vergangen, seit er als Führer einer Kampfgruppe vor Longarone lag. Italienische Truppen standen dem jungen Oberleutnant gegenüber; ein Gegner, der hartnäckig und tapfer zu kämpfen wußte. Aus den Feinden von damals, düpiert und betrogen von den „Siegern" des Weltkrieges, ist Deutschlands Bundesgenosse geworden. Der Oberleutnant, der seinen ritterlichen Gegner an der Isonzofront kennen und achten gelernt hatte, führt als General heute selbst italienische Einheiten. Schulter an Schulter kämpfen sie mit ihren deutschen Waffenkameraden.

Allein die Säuberung der Cyrenaika und der Marmarika, in knapp vier Wochen vollendet, trägt so typisch „Rommelsche Züge", daß es in dieser Stunde wertvoll ist, den Lebensweg dieses jungen Generals zu verfolgen. Er wurde am 15. November 1891 in Heidenheim (Württemberg) als Sohn eines Studienrates geboren und trat mit 18 Jahren in die Armee ein. Beim I.-R. 124 in Weingarten wurde er Offizier. Am 1. Oktober 1915 wird er zu dem soeben gegründeten Württembergischen Gebirgsbataillon versetzt. Er kämpft zunächst in den Vogesen, kommt zur großen Offensive vom Roten-Turm-Paß über Krajova und Bukarest bis zur Putna, abermals in die Vogesen und wieder nach Rumänien zurück. Inzwischen ist es verstärkt worden, und bald ergibt sich die Notwendigkeit einer Unterteilung in Kampfgruppen.

Oberleutnant Rommel wird Führer einer solchen Abteilung. Wie sollte es auch anders sein. Der Offizier hat sich wiederholt durch Umsicht und Entschlossenheit bei der Durchführung wichtiger Aufträge ausgezeichnet.

Er hat nun schon langjährige und gründliche Kampferfahrungen. Er ist alter Feldsoldat. Da geht es plötzlich in Marschrichtung Westen. Die 11. Isonzoschlacht erfordert kampferprobte Gebirgstruppen. Und damals offenbart sich die Eigenart dieses geborenen Soldaten. Er hat seine eigenen Gedanken, mag auch mancher Stabsoffizier den Kopf schütteln, Rommel setzt sich durch.

Immer muß der Kampf beweglich sein und beweglich durchgeführt werden. Nie darf er erstarren. Schon jetzt verblüfft Rommel durch das Tempo seiner Kampfführung, das freilich auch seiner ganzen Art entspricht. Pferd, Auto, Fahrrad -- jedes Mittel ist recht, wenn man tief, die Seiten gesichert, in den Feind hineinstoßen, ihn überraschen, packen und vernichten kann. Der Oberleutnant wird Ritter des Pour le mérite. Bei Tolmein erstürmt er mit seinen Kompanien den Monte Madajar.

Ist die Karriere des 27jährigen Soldaten nun beendet? Fast scheint es so. Im 100 000-Mann-Heer ist er zunächst Kompaniechef. Bis 1929; der Hauptmann wird endlich als Lehrer an die Infanterie-Schule nach Dresden kommandiert, und 1933, nach vier Jahren, Kommandeur des Goslarer Jäger-Bataillons. Da bricht ein neuer Tag an. Die allgemeine Wehrpflicht wird verkündet. Vorbei ist die Zeit der Reichswehr, des Hunderttausendmann-Heeres. Es gibt Arbeit, Aufgaben, neue Pflichten, neue Verantwortung. 1935 bis 1938 ist Rommel Kommandeur einer Lehrgruppe der Kriegsschule in Potsdam, dann bis Kriegsausbruch Kommandeur der Kriegsschule Wiener Neustadt. Beim Einsatz Sudetenland, Memel und Prag zum Kommandanten des Führerhauptquartiers berufen, verbleibt der General auch bei Ausbruch des Krieges an dieser verantwortungsreichen Stelle. Aber im Februar 1940 wird er zum Kommandeur einer Panzerdivision ernannt. Jetzt hat Rommels große Stunde geschlagen. Alle

Die altbewährte Ju 52, die eben Flugzeugteile ausgeladen hat, wird von eingeborenen Soldaten der libyschen Armee beim Abflug sehr aufmerksam betrachtet

Lagebesprechungen vor Tobruk. General Rommel während einer Lagebesprechung auf dem Vormarsch nach Tobruk



Ungeduld findet ein Ende. Was er als junger Offizier erprobt, was er als Lehrer an den Kriegsschulen der deutschen Jugend eingehämmert hat, kann er nun als General in die Tat umsetzen. Beweglicher Kampf!
Das ist die Geburtsstunde der Gespensterdivision!
Immer findet sich der General bei der Spitze der Vorausabteilung. Immer ist er ganz vorn. Spähtrupps fahren, dem Gegner an die Kehle springen, das Unmögliche möglich machen — der 49jährige General hat das Temperament eines Leutnants.
Eines Tages fährt er in den Hof einer französischen Kaserne. Wie so oft, ist der General seinen Truppen weit voraus. Einen deutschen Panzerwagen hat hier niemand erwartet. Nun, wahrscheinlich hat auch General Rommel nicht erwartet, eine voll belegte Kaserne vorzufinden. Um so besser, denkt er. Sein Ordonnanzoffizier muß aussteigen, die französischen Kompanien antreten lassen und sie Marschrichtung Osten in Bewegung bringen. Auf der Fahrt zurück kommt dem einsamen Panzer des Generals eine französische Kolonne entgegen. Sie marschiert von Norden und ist im Begriff, nach Süden durchzubrechen. Rommel hält an. Der Ordonnanzoffizier steigt aus, läßt die Franzosen nach Osten abschwenken, wobei der Panzer des Generals sich an die Spitze setzt. So wird marschiert, bis der verblüffte Gegner auf dem nächsten Marktplatz entwaffnet wird.
Einige Monate nach Beendigung des Westfeldzuges betritt General Rommel afrikanischen Boden. England lächelt mitleidig. Wie soll eine Truppe ohne jegliche Erfahrung einen Wüstenkrieg führen? England sammelte sie in Jahrzehnten. Hier, auf seinem ureigensten Boden, wird es nicht zu schlagen sein. Aber der deutsche General Rommel bringt e i n e Erfahrung mit, über die sein Gegenspieler, General Wavell, nicht verfügt. Es ist die, den Gegner zu schlagen und zu siegen, und das auch ohne besondere Kenntnisse des Wüstenkrieges.
In den letzten Märztagen beginnen dann die Operationen. Schon beim ersten vorsichtigen Abtasten zeigte sich, daß General Wavell und sein Divisionskommandeur zu stolz geträumt hatten. Blitzschnell handelte General Rommel. Innerhalb von zwei Wochen warf er die Engländer um tausend Kilometer zurück. Die Cyrenaika war feindfrei. Als Sieger hat der 49jährige General dem Gegner ein Gebiet entrissen, dessen Eroberung seinerzeit von England als entscheidende Wendung im Kampf um den Mittelmeerraum gefeiert wurde.
Auch mangelnde Erfahrung kann man eben durch Tüchtigkeit ersetzen. Sie heißt dann überlegene Führung und höchste Leistung der kämpfenden Truppe. Und wenn morgen der General, hoch auf seinem Befehlswagen stehend, mit uns wieder auf Spähtrupp fährt, dann wissen nicht nur wir, sondern es weiß jeder einzelne unserer Männer, daß die Einheit zwischen Führung und Truppe mit eines der „Geheimnisse" unserer Siege ist.

UND DAS IN USA.!

Jeder Dritte

Wofür die amerikanischen Arbeiter in den Krieg sollen



Sie gehören weder zu den 15000000 ...

... noch zu den 75%, von denen die Konferenz feststellte, bei ihnen müsse die Ernährung v e r b e s s e r t werden. Die drei Feinschmecker zählen zu den Nutznießern der Roosevelt-Plutokratie

Arbeitslos, hungernd und ohne Wohnung

Frau Victoria Artos, eine Taubstumme in Chicago, die am 10. Oktober 1939 mit ihrem kleinen Sohn Richard auf die Straße gesetzt wurde, weil sie die Miete nicht mehr aufbringen konnte, muß hungern

Fünf von den 45 Millionen

Die Frau eines Arbeitslosen aus Toledo, Ohio, mit ihren vier Kindern. Tausende gibt es von ihrer Art im Staate Ohio, sagt dazu amerikanische Bildunterschrift

unterernährt!

Eine Ernährungskonferenz in den Vereinigten Staaten traf die Feststellung, daß 45 Millionen der Bevölkerung unterernährt sind. Der Leiter des Bundessozialamtes, McNutt, betonte, daß Tausende von Familien aufs dürftigste leben müßten.

45 Millionen US.-Amerikaner unterernährt! Das ist eine so ungeheuerliche Mitteilung, daß man erst einmal den Atem anhalten und eine Weile überlegen muß, bevor man begreift, was sie bedeutet. In diesem reichen Kontinent zwischen Atlantik und Pazifik, der so ziemlich alles hervorbringt, was man für Arbeit und Leben braucht, in dieser Heimat der „unbegrenzten Möglichkeiten", die sich selbst stolz „Gottes eigenes Land" nannte, ist jeder Dritte unterernährt! Die Möglichkeiten Roosevelts scheinen wahrhaftig „unbegrenzt" zu sein! Wir wußten ja, daß er es fertiggebracht hatte, viele Millionen — zwölf waren es noch vor diesem Krieg — außerhalb des Erwerbslebens stehen zu lassen, und daß sein „New Deal" genanntes Wirtschaftssystem trotz ungeheurer Geldaufwendungen nichts daran ändern konnte. Selbst die durch Roosevelts Kriegspolitik gespeiste Aufrüstung hat nicht allen arbeitslosen Millionen wieder Arbeit gegeben. Diese Bankrotterklärung der USA.-Wirtschaftspolitik war uns bekannt. Wir nahmen aber an, daß dieses Land mit seinen zahlreichen Hilfsquellen wenigstens dafür sorgen würde, daß seine Arbeitslosen, wenn auch vielleicht ärmlich, so doch menschenwürdig leben könnten! Daß jeder Dritte in den USA. jedoch unterernährt ist, haben wir nicht geahnt. Es zeigt erschütternd deutlich, daß die USA.-Demokratie in Wahrheit eine genau so reine Plutokratie ist wie die britische. Zur brutalen Beherrschung der Wirtschaft und des Geldes gesellt sich zwangsläufig das Massenelend.

Als die Ernährungskonferenz tagte, hatte Herr Roosevelt den Kopf voll mit seinen Weltverbesserungsgedanken zur Beglückung Europas, Asiens und Südamerikas. Er fand also nicht die Zeit, mehr zu tun als ein Telegramm an die Konferenz zu verfassen, in dem es hieß: Sie möge alles tun, um die weitverbreitete und beunruhigende Unterernährung vieler Millionen USA.-Bürger zu beheben. Roosevelt schien in diesem Augenblick zu vergessen, daß er seit mehr als achteinhalb Jahren Präsident der Vereinigten Staaten ist und nicht jene Ernährungsfachleute. Es wäre also seine Pflicht gewesen, „alles zu tun" gegen die Unterernährung seines Volkes.

Das ist der Mann, der uns und der Welt das Heil bringen will, wie er in seinen „Plaudereien am Kamin" erzählt. Und für sein System, das einigen wenigen Wohlleben, Millionen aber Elend bringt, sollen die USA.-Arbeiter in den Krieg ziehen. Sie werden es sicher um so lieber tun, nachdem eine große Konferenz ihnen ihre eigene Unterernährung offiziell bescheinigt hat.



Die Erste Lady gibt ein Barmherzigkeitssüppchen

Frau Roosevelt, bekannt durch ihre „Schönheit", ihre eleganten Moden und ihre naseweisen Artikel, macht ein bißchen in Wohltätigkeit, besonders wenn der Bildreporter nicht weit ist. Hier bekommen fünf von den 45 Millionen ein Süppchen, und auch das nur, weil Weihnachten gewesen ist



USA.-Volk bettelt am Schalter

Ein Bild aus einer der sechs Distrikts-Unterstützungsstellen von Cleveland. Erwerbslose stehen Schlange und bitten auf Vordrucken um Geld, Kohlen-, Lebensmittel-Gutscheine und andere Lebensnotwendigkeiten. Rechts die Hand, die Ja oder Nein schreibt. Nach den Ergebnissen der Ernährungskommission scheint das „Nein" üblich zu sein

Da vorn liegt ein Leutnant ... tot

Bannführer Werner Gericke, Leiter der Führerschule des Gebietes Pommern, fiel als Leutnant beim Durchbruch durch die Maginotlinie.

PK. Wir aktiven HJ.-Führer sind auch im Kriege eine große verschworene Gemeinschaft. Der Soldatenbrief, den die Gebietsführung in regelmäßigen Abständen an uns schickt, sagt uns, was aus diesem und jenem geworden ist. Nach den Kämpfen im Westen fanden wir hinter manchem Namen ein kleines schwarzes Kreuz: „Gefallen für Führer und Volk." Dann ließen wir das Blatt wohl einen Augenblick sinken und unsere Augen blickten verloren in die Ferne. Wieder einer der alten Kameraden aus der Kampfzeit war aus unserem Kreise geschieden. Gemeinsame Abende am Lagerfeuer und Fahrten wurden wieder lebendig. Das war nun alles vorbei.

So fiel auch Bannführer Gericke an der Maginotlinie. Die Führerschaft des Gebietes Pommern kennt ihn, denn viele sind auf der Führerschule, die er leitete, bei ihm gewesen. Und dann traf ich den Gefreiten Vielhaack, im Frieden Gebietssportlehrer, der dabei war, als sein Bannführer und Freund zum letzten Einsatz antrat. Er erzählte ...

Weißt du, was Warten heißt, wenn die Kameraden kämpfen? Es war Anfang Juni, und immer noch lagen wir vor der Maginotlinie, während die Kameraden im Westen schon den Kanal erreicht hatten und über die Somme stürmten. Oft saß ich damals mit Werner zusammen, und unauslöschbar brannte in uns der Wunsch: ‚Wenn doch auch wir endlich — — —.' Sollten gerade wir als alte HJ.-Führer nicht zum Einsatz kommen?

Aber dann, am 12. Juni, kam die Gewißheit: die Maginotlinie wird durchbrochen. Werner brachte uns die Nachricht. Dann fügte er noch hinzu:

„Ich soll als vorgeschobener Beobachter der Batterie vorgehen. Du kommst natürlich mit. Morgen abend geht es los."

Wer war glücklicher als ich? Hunderte von Batterien aller Kaliber reckten ihre Rohre drohend gegen Westen, Infanterieregimenter lagen in Bereitstellung, Stukas, Bomber und Panzerwagen warteten auf den Befehl zum Start. Überall das Fieber der Erwartung. Am 13. Juni abends gingen wir los, Leutnant Gericke und fünf Mann. Ich hatte den Funktornister zu schleppen. Blasser Mondschein glitzerte durch die hohen Buchenkronen des Waldes. Vom Regen des Vortages war der Lehmboden aufgeweicht und zu einer zähen, klebrigen Masse geworden. Die Linie der Infanterie ließen wir bald hinter uns und erreichten gegen 23 Uhr die Pioniere, deren Stellung an einem Waldrand lag. Ihnen sollten wir morgen beim Angriff Feuerschutz geben. Vorerst gruben wir uns aber selbst einmal Deckungslöcher.

Am nächsten Morgen setzte planmäßig unser Störungsfeuer ein. Geschosse aller Kaliber orgelten und heulten über uns hinweg. Ein Höllenlärm, Verständigung war nur durch Zeichen möglich. Dann schwirrten wie angriffsbereite Hornissen die Stukaschwärme über uns dem Feinde entgegen. Es war ein befreiender und majestätischer Anblick.

Dann schwieg plötzlich die eigene Artillerie. Aber nun konnten wir erst ausmachen, daß auch der Franzose mit höchster Feuergeschwindigkeit schoß, ja, es griffen wohl immer noch mehr Batterien in den Kampf ein. Hatte die Erde bisher nur unter den Einschlägen gezittert, so fühlte ich jetzt eine wiegende Bewegung. Fest an den Boden gepreßt lag ich, bewegungslos. Wie lange?

Plötzlich krachte es in allernächster Nähe.

Auf Fronturlaub bei Euch!

3x3 Fotos aus dem Dienst



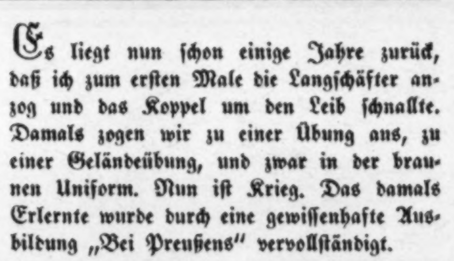
Mit der Theorie fängt es an



Im Sandkasten wird das auf der Karte besprochene Gelände nachgebildet



Bevor es auf den Stand zum Scharfschießen geht, muß der Schütze seine Waffe genau kennen, so will es alter preußischer Brauch, und darum erklärt der Schießwart seinen Kameraden die Kleinkaliberbüchse, die später einmal mit dem Gewehr 98 vertauscht wird



Es liegt nun schon einige Jahre zurück, daß ich zum ersten Male die Langschäfter anzog und das Koppel um den Leib schnallte. Damals zogen wir zu einer Übung aus, zu einer Geländeübung, und zwar in der braunen Uniform. Nun ist Krieg. Das damals Erlernte wurde durch eine gewissenhafte Ausbildung „Bei Preußens" vervollständigt.

Der Westfeldzug kam, wir zogen durch Flandern, durch das Artois, wir waren in Paris und schlugen den Franzmann über die Loire zurück. Es war oft nicht leicht, und doch hat der Krieg etwas Erhebendes. Unwillkürlich mußte ich dann und wann, wenn ich als Kriegsberichter irgendwo in vorderster Linie lag, und mir die Kugeln um die Ohren zwitscherten, an jene Zeit zurückdenken, wo ich das erstemal mit dem Soldatentum im braunen Kleide in Berührung kam. Ich mußte aber auch an euch, meine jungen Kameraden, denken, die ihr in der Heimat, während wir kämpfend vorwärts stürmten, euch auf diese Stunde, die wir jetzt durcherleben, innerhalb der Hitler-Jugend vorbereitet.

Im Ernstfall muß der Soldat die Handgranate aus allen Lagen werfen können; darum wird das Keulenwerfen in der Hitler-Jugend in dieser Form geübt

Die Kameraden sind vom Schießstand zurück, nun heißt es, das Gewehr so zu säubern, daß auf ihm kein Krümchen Staub und in seinem Innern keine Pulverrückstände zu finden sind





Wenn dann der Augenblick kam, daß der Gegner dort drüben am Waldrand, ganz gleich, ob Poilu oder Tommy, „abhaute", und wir ihm nachsetzen mußten, dann durchströmte mich jedesmal eine wunderbare Ruhe. Ich dachte dann an euch, meine Kameraden, denn ich wußte, die dort drüben, die jetzt stiften gehen, können nicht so denken, denn erstens sind sie jetzt ganz mit sich selbst beschäftigt und zweitens, und das ist das Ausschlaggebende, hatten sie in der Heimat nicht solche jungen Kameraden wie wir, die noch im Jungenalter stehen, schon die Kleinkaliberbüchse in die Hand nehmen und damit systematisch schießen lernen, Dreieckszielen und wie das alles heißt, was man braucht, um im Ernstfall ein Gewehr richtig handhaben zu können.

Und dann kam ich auf Urlaub, nachdem die Waffen ruhten. Die wenigen Wochen, das hatte ich mir vorgenommen, sollten Kamera und Schreibmaschine, die Handwerkszeuge eines Kriegsberichters neben der Maschinenpistole und der Handgranate, ruhen. Aber lange hielt es mich nicht, da war ich dann wieder eines schönen Sonntags mitten unter euch. Ich sah, wie ihr lerntet, im Gelände richtig vorwärts zu kommen, wie ihr euch zu Schützenketten und Schützenreihe formiertet, ich erlebte, wie ihr zwanzig- und dreißigmal hintereinander den Einbruch in eine feindliche Stellung übtet, wie ihr die Holzkeule warfet, die im Ernstfall eine Handgranate sein wird, und wie ihr dann nach all diesem Dienst zackig, wie es sich nun einmal für Hitlerjungen gehört, fröhlich singend nach Hause marschiertet. Da holte ich dann doch wieder die Kamera heraus und hielt das im Bilde fest.

Nun bin ich wieder bei meiner Truppe, irgendwo. Meine Kameraden und ich, es sind eine ganze Reihe darunter, die als Formationsführer oder in irgendeinem Stab in der Hitler-Jugend im Frieden Dienst tun, warten darauf bis uns der Führer wieder den Einsatzbefehl gibt, dann werden wir wieder vorwärtsstürmen im Panzer oder zu Fuß mitten unter der stürmenden Infanterie. Dann wird sich vor uns wieder das gleiche Bild abrollen wie in Norwegen, Polen, Frankreich und auf dem Balkan, und wieder werden wir dann an euch denken, und wir wissen dann, daß ihr da seid, wenn euch der Führer rufen wird.

Helmut Utecht,
Bildstellenleiter des Gebietes Berlin,
z. Z. Kriegsberichter in einer Propaganda-Kompanie



Der Führer des Spähtrupps weist seine Kameraden auf die Grundrichtung ein!

DieLichtung liegtunter feindlichem Feuer,und der Spähtruppführer befiehlt einen „geschlossenen" Sprung



Das Dorf ist erreicht, der Spähtrupp liegt in voller Deckung und beobachtet die Vorgänge am Dorfausgang

Die richtige Anwendung des Spatens ist nicht einfach; man muß schon höllisch aufpassen, es richtig zu machen



Eine dunkle Wand steigt auf und dicke Erdklumpen fallen mir ins Kreuz. Dann Hilferufe, als wenn sie aus der Erde kommen. Unser Leutnant ist verschüttet! Aber erst nach drei Minuten, als der Feuerorkan etwas abnimmt, können wir ihm helfen. Gott sei Dank, es ging noch alles gut.
Werner hatte sich nur das rechte Knie etwas verstaucht.
Vom Waldrand ertönte ein Pfiff:
„Pioniere und Artilleriebeobachter fertigmachen!"
Jetzt ging's los. 200 Meter vor uns lagen die ersten Bunker. Dazwischen deckungsloses Gelände. Es war, als wenn eine eiserne Faust mein Herz zusammendrückte.
„Los!"
Alle Beklemmung war weg. Wir stürzten vorwärts und sahen immer nur unseren jungen Leutnant, meinen Freund und Kameraden Werner, der 40 Meter vor uns herstürmte und uns durch seinen Schwung und Schneid mitriß. Ich sehe ihn noch vor mir, das begeisterte Gesicht unter dem Stahlhelm, die Uniform lehmverschmiert, von der sich nur das schwarzweißrote Band des E. K. II abhob. So müssen die Langemark-Kämpfer 1914 ausgesehen haben. So sah ich meinen Freund zum letztenmal, und darum hat sich auch wohl alles so fest eingeprägt.
20 Meter waren wir wohl gerannt, da empfing uns rasendes MG.-Feuer. Vorn warf sich Leutnant Gericke hin und versuchte, ein Loch zu schanzen. Ich selbst fand Deckung in einem frischen Granattrichter, in dem sich schon andere Kameraden aufhielten. Schnell machte ich mein Funkgerät betriebsfertig. Das rasende Hämmern der MG. schwoll immer mehr an. Mit warmem, tödlichem Hauch surrten die Geschosse über unsere Köpfe. Auch die Artillerie griff jetzt wieder ein. Die Granaten gurgelten heran und detonierten in unserm Abschnitt. Wir warteten, die Nerven zum Zerreißen gespannt.
Da kroch von hinten ein Kamerad an unseren Trichter heran. Er schrie mir etwas zu, doch ich verstand nichts, sondern sah nur die Bewegung seiner Lippen. Doch dann begriff ich es:
„Leutnant Gericke schwer verwundet! Lungenschuß! Was tun?"
Ich wäre am liebsten rausgesprungen, um meinem Freund zu helfen, doch es ging nicht. Ich mußte bei meinem Funkgerät bleiben. Außerdem hatte der Feind wohl die Antenne gesehen und hielt uns nun mit einer Maschinenpistole unter Feuer.
„Zurückkriechen und dem Sanitätsbunker Nachricht geben!" schrie ich daher dem Kameraden zu. Dieser nickte und schob sich vorsichtig Zentimeter um Zentimeter zurück.
Das feindliche Feuer hielt mit unverminderter Stärke an. Eine Stunde mögen wir wohl gelegen haben, da arbeitete sich ein Pionier an unseren Trichter heran und übertönte für Sekunden mit seiner Stimme den Lärm:
„Da vorn liegt ein Leutnant — tot!"
Werner ... tot! Einen Augenblick versank alles um mich herum.
Unser Funkgerät wurde von einem Splitter zerschlagen. Damit war unser Auftrag undurchführbar geworden, denn wir konnten keine Verbindung mehr mit der Batterie herstellen. Also zurück!
Zwei Stunden brauchte ich, um mich durch Wald, Dornen und Stacheldraht in dem anhaltenden Geschoßhagel zu unserer Stellung zurückzuarbeiten. Dann stand ich zerfetzt und verdreckt vor meinem Chef und meldete: „Gefreiter V. vom vorgeschobenen Beobachter zurück, Leutnant Gericke gefallen."
Bei Trois-Maisons haben wir ihn begraben.

Kriegsberichter K. H. Britz



Kampf und Aufstieg der Hitler-Jugend im Hochland; Vorbeimarsch im Jahre 1933 vor Reichsleiter Baldur von Schirach und dem Gauleiter

Wir grüßen feierlich zum Schluß des Hochlandlagers 1934 die Toten des 9. November

Starnberger, Ammer- und Chiemsee — ein idealer Übungsplatz für die Marine-Hitler-Jugend

Das Hochlandlager ist das Zentrum der Sommerarbeit des Gebietes geworden. Von hier marschieren in Friedenszeiten alljährlich die Bannfahnen über München nach Nürnberg zum Führer



Im Hof der Festung Landsberg, einer Weihestätte der Bewegung, stehen hier die Fahnen der Hochland-Hitler-Jugend zur Feierstunde

Hochland-Hitler-Jugend!

Schon lange war es unser sehnlichster Wunsch, einen Film aus der Geschichte und dem Leben der Hochland-Hitler-Jugend zu haben. Mancher Versuch wurde gemacht, ihn zu vollenden, aber irgendeine Schwierigkeit ließ uns immer wieder das Ziel nicht erreichen.

Endlich klappte es aber. Die Bavaria-Filmgesellschaft in München begann die Arbeit und schuf den Kulturfilm „Hochland-Hitler-Jugend", mit dem wir gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen konnten. Einerseits hatten wir endlich unseren Film und zweitens hatten wir ein Geburtstagsgeschenk des ganzen Gebietes für unseren Gauleiter, den treuen Kameraden durch alle die Jahre unserer Hitler-Jugend-Arbeit.

Gebietsaufmarsch 1933. Vorbeimarsch vor Baldur von Schirach! 60 000 Hitlerjungen marschieren in München trotz strömenden Regens, trotz pfeifenden Sturms, der die schweren Hauszelte am Oberwiesenfeld davonfliegen ließ.

Ein anderes Bild:

Hochlandlager 1934. Das erste deutsche Großlager, in Gang gesetzt von Obergebietsführer Emil Klein. Wir stehen zum Schluß mit dem großen Lorbeerkranz an der Feldherrnhalle und danken den Toten, daß wir für ein neues Großdeutschland leben dürfen. Feierstunde im Hof der alten Festung Lands-

100 Hitler-Jungen und ein Leutnant

Übung im Gelände

Da haben meine Gebirgsjägerkameraden die Augen weit aufgerissen! Wir kamen gerade von einer Übung zurück, als uns aus dem Kasernenhof der Gesang von verdächtig jungen Stimmen entgegenschallte. Bald sahen sie auch die „Sänger", eine Marschkolonne von Jungen in den hellen Drillich-Anzügen der Wehrmacht; am linken Ärmel aber trugen sie alle die rotweißroten Armbinden der Hitler-Jugend.

Nun gingen die Mutmaßungen los:

„Was kann das wohl sein?"

„Neue Rekruten?"

So gingen die Fragen durcheinander. Ich klärte dann auf und erzählte, nachdem wir weggetreten waren, meinen Kameraden das Um und Auf dieser Lehrgänge.

Schon seit einem Jahr finden in Tirol-Vorarlberg in enger Zu-

Der Feierabend auf der Stube ist lustig wie rechtes Soldatenleben



…as liegt näher, als daß die Begeisterung der …ochland-Hitlerjungen für ihre Berge auch den …ienst mitgestaltet. Eine Gruppe Gebirgs-Hitler-…ugend hat nach harter und sorgfältiger Schu-…ung den Gipfel bezwungen, die Fahne gesetzt

Heime, dem Gesicht der Berglandschaft angepaßt, zeugen vom Kulturschaffen der Hochland-Hitler-Jugend: Die Baldur-von-Schirach-Jugendherberge in Urfeld am Walchensee

Auch die Flieger-Hitler-Jugend ist immer mit vorne dran. Das oft günstige Gelände wird weitgehendst ausgenützt zum Segelfliegen

Die Motor-Hitler-Jugend in Bayerns Bergen

Von den Kreistagen. Der Gauleiter gibt allen Einheiten den Marschbefehl für das kommende Jahr. Die Hitler-Jugend ist jedes Jahr mitbestimmend für das Gesicht des Kreistages

Ein Hitler-Jugend-Film aus der Geschichte eines Gebietes

berg, wo der Führer das Buch „Mein Kampf" schrieb.
Und dann mitten hinein in die Arbeit! Dienst der Einheiten überall, hier die Formationen des Jungvolks und der Hitler-Jugend, dort Flieger-Hitler-Jugend beim Flugdienst. Hier Segelschiffe und Kutter der Marine-Hitler-Jugend auf den bayerischen Seen, dort Berg- und Motor-Hitler-Jugend bei ihrem Dienst. Schließlich:
Der Marschblock der Fahnen des Adolf-Hitler-Marsches rückt aus dem Hochlandlager aus zum Marsch nach Nürnberg!
Kurz: Ein lebendiger Abriß der ganzen Hitler-Jugend-Arbeit im Gebiet, zugleich ein Hinweis für alle Außenstehenden. Alle diese Aufgabengebiete bewältigt die Hitler-Jugend auch jetzt im Kriege.
Im Schlußbild des Filmes der Einsatz der Hitler-Jugend auf den Kreistagen des Gaues München-Obb. Besichtigungsappell der Jugend, Morgenfeiern, Vorbeimarsch am Gauleiter. Unwillkürlich drängt sich einem der Vergleich zum Anfang auf. Die, die damals marschierten, stehen heute in den Reihen des Heeres. Die aber, die nachgekommen sind, haben ihre Aufgabe übernommen, sind in die Fähnlein und Gefolgschaften eingetreten und stehen heute für ihre Kameraden im alten Geist in dem Gedanken an den Führer.
Hochland-Hitler-Jugend marschiert heute wie damals! **H. M.**

sammenarbeit zwischen Hitler-Jugend und Wehrmacht in allen Bannen Lehrgänge statt, in denen Jungen zusammengezogen werden, um unter Anleitung tüchtiger Ausbilder im Schieß- und Geländedienst ausgebildet zu werden.
Eine Woche lang waren nun die 100 Hitlerjungen des Bannes Innsbruck-Stadt in der Klosterkaserne beisammen. Eine Woche ist eine kurze Zeit, und Leutnant H. mußte mit den Stunden sehr haushälterisch umgehen, damit alles doch nach den Erfordernissen des Ausbildungsplanes untergebracht werden konnte.
Am ersten Tage hieß es, die 100 Jungen in Züge und Gruppen aufzuteilen, einzukleiden und auf den Stuben unterzubringen. Die Begeisterung der jungen „Rekruten" aber war so groß, daß alles wie am Schnürchen ging. Die Ausbilder hatten ebenfalls die Hände voll zu tun, denn nur derjenige, der selbst einmal Soldat war, weiß, was alles zu einer guten Einteilung, zu einer tadellosen Stubenordnung und zu einer straffen Dienstgestaltung gehört.
Bald konnte man nun die Jungen sehen, wie sie im Lehrsaal theoretische Anweisungen bekamen, bald sah man sie exerzieren und im Gleichschritt durch die Straßen ziehen. Viel Freude machte ihnen der Umgang mit dem Gewehr und der Unterricht über die Waffe selbst. Mit viel Liebe standen sie in ihren Stuben, zerlegten die Karabiner und reinigten die einzelnen Teile. An jedem dieser Bestandteile gab es nun wieder viele Einzelheiten, und mit unermüdlichem Fleiß waren die Ausbilder dabei, immer wieder zu erklären und auf die vielen Fragen Antwort zu geben.
Neben all diesen Dingen durfte aber die Ausbildung im Gelände nicht vergessen werden. Der Gebrauch von Karte und Kompaß, die Ausnützung des Geländes, das Tarnen und Vorgehen mußten praktisch erprobt werden. Da hieß es, alles, was im Lehrsaal am Sandkasten gezeigt und gelehrt wurde, in der Tat anzuwenden.
Was aber machte den Jungen wohl die meiste Freude? Niemand dürfte da wohl weit daneben raten, wenn er den Geist der Jugend kennt! Selbstverständlich das S c h i e ß e n. Eine Waffe tragen ist schön, sie zu pflegen ist Pflicht, sie aber auch gebrauchen zu dürfen, ist in dieser Zeit höchste Freude.

Eduard Wehner

Die Pflege des Gewehres gehört zu den ersten Pflichten



Am Sandkasten wird erklärt, was draußen im Gelände erprobt wird







Soldatenheim in Hammerfest eingeweiht

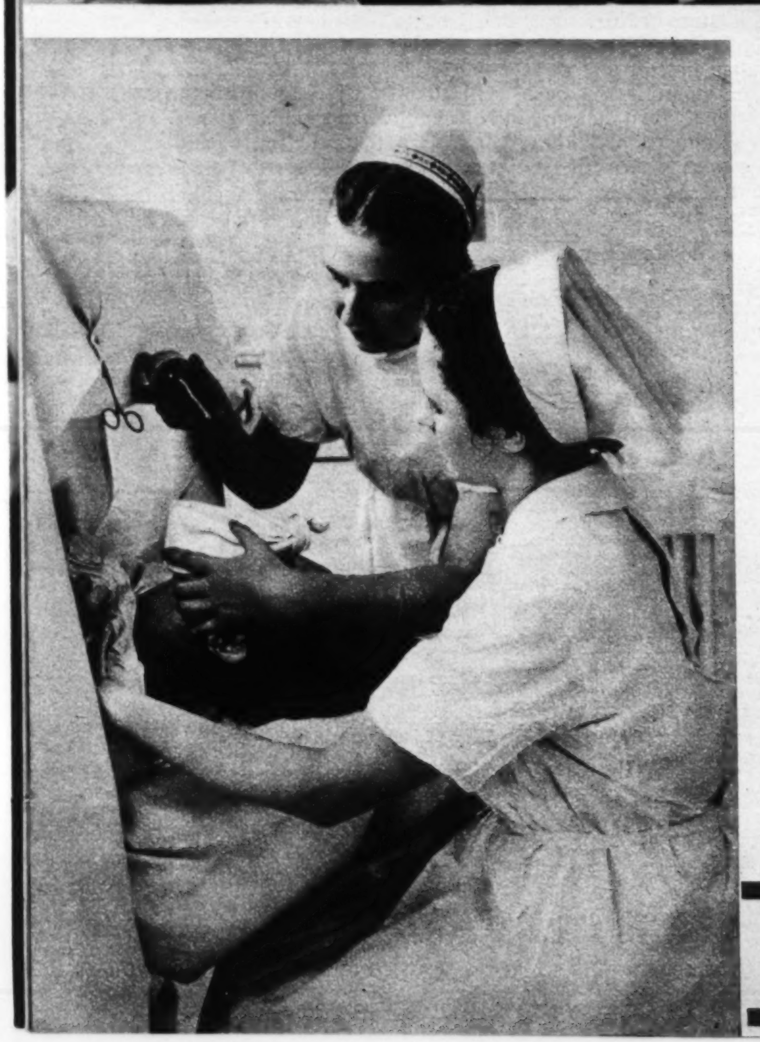
In Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Welt, wurde in diesen Tagen ein deutsches Soldatenheim eingeweiht. Die Errichtung dieses Heims, das neben der Wehrmacht allen Deutschen zur Verfügung steht, ist durch eine Spende des Reichskommissars ermöglicht worden. Die künstlerische Ausgestaltung der Räume lag in Händen der Soldaten selbst, die für ihre Freizeit einen Gemeinschaftsraum und eine Bauernstube entwarfen und einrichteten. Das Heim wird betreut von Helferinnen des Deutschen Roten Kreuzes.



Diesen kurzen Bericht fanden wir in der „Deutschen Zeitung in Norwegen". Ein deutsches Soldatenheim in der nördlichsten Stadt der Welt — nur eines von den Hunderten deutscher Soldatenheime zwischen Rußland und Atlantik, Nordkap und Afrika, und nur ein winziger Ausschnitt der deutschen Rotkreuzarbeit überhaupt!

Wohin wandern all die Groschen, die Markstücke, die Geldscheine — wohin gehen all die Millionen, die wir für das Hilfswerk des Deutschen Roten Kreuzes spenden? Die komplette Ausrüstung einer einzigen DRK.-Schwester, so teilte Dr. Goebbels mit, kostet 4750 RM., ein einziger Krankenwagen 10 000 RM. Versuchen wir, einen Überblick über die Rotkreuzarbeit zu geben. Sie läßt sich in verschiedene Gebiete einteilen:

Grubenrettungsdienst,
Gebirgsrettungsdienst,
Wasserrettungsdienst,
Unfallhilfsdienst,
Gas- und Luftschutz,
Umsiedelung,



Eine Stunde Aufenthalt

Auf allen größeren Bahnhöfen befinden sich Erfrischungsstellen des Deutschen Roten Kreuzes für die Wehrmacht. Soldaten, die viele Stunden, oft Tage mit der Eisenbahn unterwegs sind, werden dort verpflegt. In Speiseräumen werden Soldaten von den DRK.-Helferinnen bedient

Im Lazarett

Bei der Narkose. Den Schwestern wird eine umfassende und gewissenhafte Ausbildung zuteil, bevor sie dann im Ernstfall helfen dürfen

Keine Minute Zeit verlieren

Der Sanitätswagen ist dicht an das Flugzeug herangefahren. Während unter der Aufsicht eines Marinearztes der Transport der Verwundeten vom Auto in das Flugzeug erfolgt, tankt bereits der Flugzeugführer, um jeden unnützen Aufenthalt zu vermeiden



RK + RK + RK + RK + RK + RK



Die Schwester sorgt für Unterhaltung

Obst, Zeitungen, Radio — Schwester Eva denkt an alles. Ein Bild aus dem großen Luftwaffenlazarett für Hirn- und Rückenmarkverletzte im Hospital France in Brüssel

gen die Leiterinnen und Mitarbeiterinnen — DRK.-Schwesternhelferinnen und DRK.-Helferinnen — dafür, daß unsere Landser sich wohl fühlen. Dafür zeugt, daß manche Heime von mehr als 10 000 Soldaten täglich besucht werden.

An all das wollen wir denken, wenn wir beim nächsten Mal unsere Rotkreuzspende geben! Sie hilft eine Arbeit leisten, der der Führer wiederholt seine Anerkennung zuteil werden ließ.



Im Soldatenheim

Die Landser zeigen der Leiterin des Soldatenheimes Mühlhausen Photos aus der Heimat

Lazarett,
Bahnhofsdienst,
Soldatenheime.

Es würde zu weit führen, wenn wir jedes der verschiedenen Arbeitsgebiete einzeln behandeln wollten; wir lassen daher die Friedensarbeit beiseite und wollen über sie nur so viel sagen, daß sie auch im Kriege selbstverständlich weiterläuft.

Unsere Bilder berichten von der eigentlichen Kriegsarbeit des Deutschen Roten Kreuzes. Was ist da seit Kriegsbeginn alles geleistet worden! Nur ein paar Angaben über das erste motorisierte Bereitschaftslazarett, das im Frieden geschaffen und im Kriege im Osten und im Westen eingesetzt wurde und sich bewährte. Es besteht aus 8 Lastkraftwagen mit je zwei Anhängern und 16 Sonderwagen. Vollkommen unabhängig von allen örtlichen Verhältnissen kann es überall aufgebaut werden. Ein mitgeführter Tankwagen ermöglicht es dem Lazarett auf Rädern, seinen Aktionsradius auf 2000 Kilometer auszudehnen. Es kann 400 Kranke aufnehmen.

Ein anderes Teilgebiet der Rotkreuzarbeit: Die Soldatenheime. Sie sind dazu da, unseren Soldaten überall in den besetzten Gebieten ein „Zuhause" zu geben, wo sie Feldpostbriefe schreiben, Billard oder sonst etwas spielen oder gar Kameradschaftsabende, Theater- oder Filmabende veranstalten können. Die einen Soldatenheime sind in festen Baracken, die anderen in Wohnhäusern oder in einstigen Gaststätten untergebracht. In allen aber sor-





Im Lazarettzug

Auch die Verwundeten, die während der Fahrt sitzen können, sind immer umsorgt von den DRK.-Schwestern

RK + RK + RK + RK + RK +

Worauf es ankommt . . . (III. Teil)

Bilder aus 5000000 Punkten

Was bedeutet eigentlich „Fernsehen"? — Wenn man es ganz wörtlich nimmt und damit das „In-die-Weite-Blicken" meint, so ist das Fernsehen, d. h. die Erweiterung des menschlichen Blickfeldes „der Länge nach", bereits vor mehr als 300 Jahren durch die Erfindung des Fernrohres Wirklichkeit geworden. — Bei den zahlreichen „Seh-Maschinen", die der Mensch erfunden hat, kam es aber noch auf mehr an: nämlich auf eine Verbesserung der menschlichen Sehfähigkeit überhaupt, also auf ein Mehrsehen. Dazu gehört neben dem Blick in die Ferne auch das Sehen durch die Dunkelheit hindurch, ja, die Überwindung von „Blickhindernissen" jeder Art. Dazu gehört ferner das „Einfangen" und „Festhalten" vergänglicher Bilder. Und die letzte und genialste Erfindung auf dem Gebiete der Optik, der Fernseh-Rundfunk, ermöglicht dem Menschen schließlich den Blick nicht nur „in die Ferne", sondern auch durch tausend Wände hindurch.

Worauf es bei dem schönsten „Zauberkunststück" der Technik, dem elektrischen Auge des Fernsehens, und bei einigen anderen „Seh-Maschinen" ankommt, davon soll im folgenden die Rede sein.

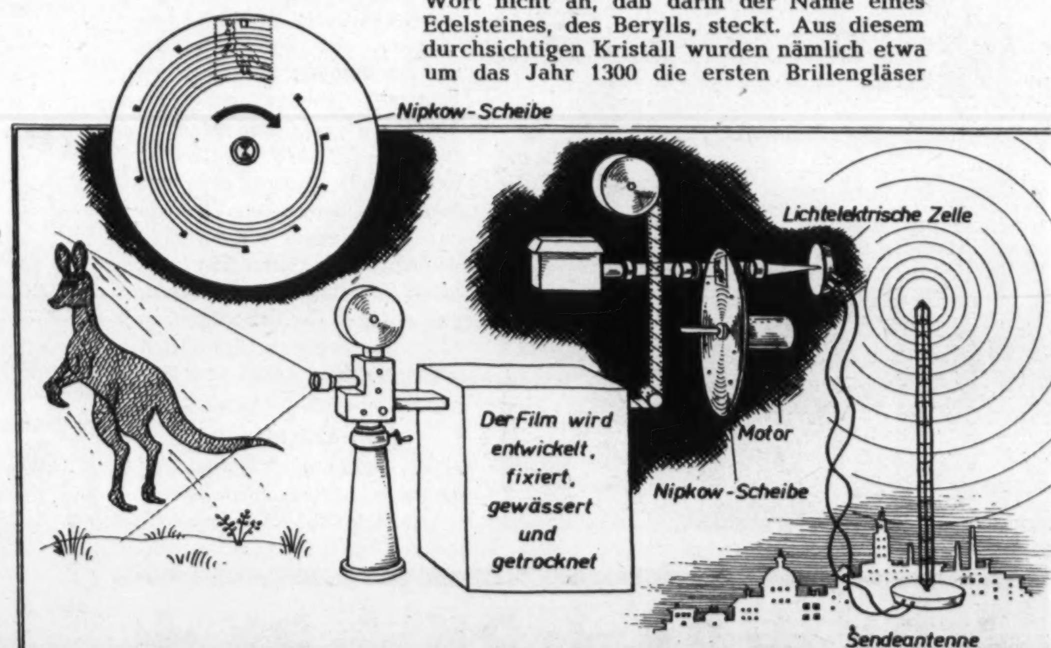
Was hat eigentlich ein Chamäleon mit dem Fernsehen zu tun? Natürlich ganz und gar nichts! Trotzdem wollen wir uns dieses kleine Biest einmal etwas genauer betrachten. Und zwar wegen seiner Augen!

Also mit den Chamäleon-Augen hat es eine besondere Bewandtnis. Es ist bei ihnen nicht so wie bei den Augen der meisten anderen höher entwickelten Lebewesen, daß sie sich gegenseitig ergänzen und dementsprechend auch eine gleichlaufende Beweglichkeit haben. Vielmehr sind — eine höchst merkwürdige und in gewisser Weise direkt beneidenswerte Sache! — die beiden Augen des Tieres in ihren Bewegungen vollständig unabhängig voneinander. Man kann also zum Beispiel folgendes beobachten: Vorn, ein paar Zentimeter vor der Nasenspitze des auf einem Ast lauernden Chamäleons, hat sich eine Fliege auf einem Blatt friedlich niedergelassen. Aha, Beute in der Nähe! Das Chamäleon „richtet" das eine seiner Augen, sagen wir das linke, auf diese Fliege, ja, es „zielt" geradezu auf sie, um dann, im entscheidenden Augenblick . . . aber nein, so weit sind wir noch nicht. Denn nun naht auch von rechts eine Beute: eine zweite Fliege läßt sich schräg hinter dem Chamäleon gleichfalls auf einem Blatt nieder. Was geschieht? Das rechte Chamäleon-Auge „wandert" nach rückwärts und „richtet" sich auf die Fliege Nummer 2. Ja und dann? Dann „schießt" das kleine Raubtier erst einmal seine lange Wurmzunge nach der ersten Fliege ab und dreht, während es den Braten verspeist, den Kopf nach rechts, ohne dabei die „neue" Fliege aus dem Auge zu lassen. Und wenn es dann sein Maul in die genaue Schußrichtung gebracht hat (der letzte Fliegenbissen ist gerade heruntergeschluckt!), schießt von neuem die klebrige Wurmzunge nach vorn. Und dann ist also Nummer 2 „am dransten" . . .

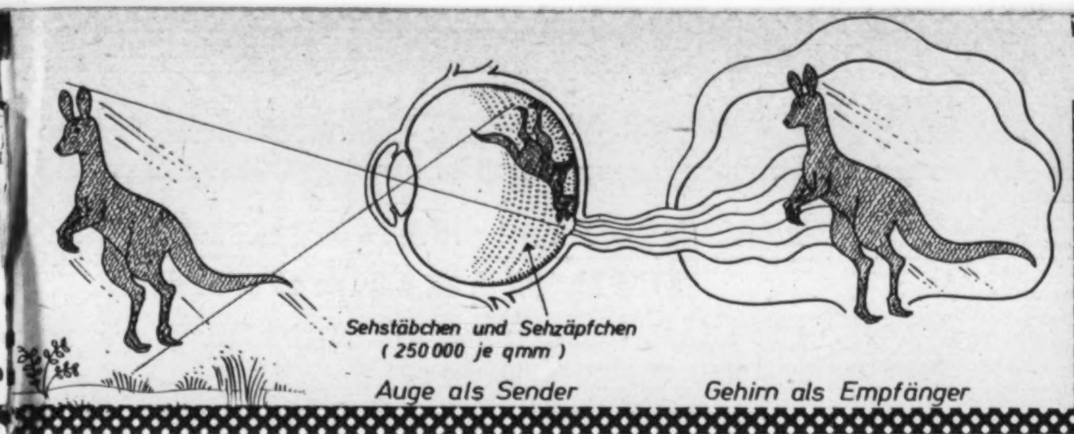
Die geheimnisvollen „Zielaugen" der Chamäleons

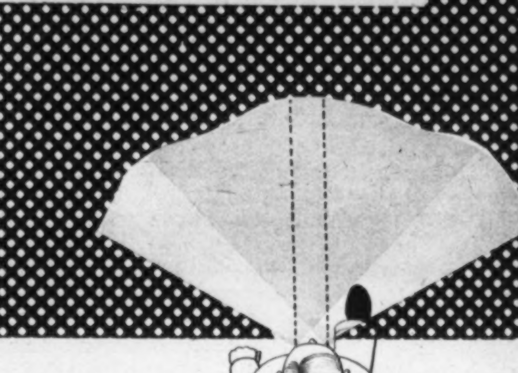
Wir können uns hier leider nicht noch ausführlicher mit dieser „Doppelguckerei" beschäftigen, sondern müssen es dabei bewenden lassen, festzustellen, daß Chamäleons und manche anderen Tiere mit ihren Augen etwas fertigbekommen, was der Mensch nicht fertigkriegt. Trotzdem brauchte er sich aber solange nicht über diese „Zurücksetzung" zu beklagen, als er sich seiner Augen nur so „für den Hausgebrauch" bediente. Jedoch: eines Tages ergab sich dann das Bedürfnis, diese und jene „Sehhindernisse" zu überwinden.

Die Geburtsstunde des „Fernsehens" schlug durch die Erfindung der Brille. Man sieht es diesem braven deutschen Wort nicht an, daß darin der Name eines Edelsteines, des Berylls, steckt. Aus diesem durchsichtigen Kristall wurden nämlich etwa um das Jahr 1300 die ersten Brillengläser



Wie das Fernsehen funktioniert





Die Fernseh-Erfinder haben sich das menschliche Auge zum Vorbild genommen

Das Fernsehen und worauf es dabei ankommt

hergestellt, mit denen man zunächst also lediglich „schlechte" Augen „verbesserte". Später verwendete man statt dieser wertvollen Steine das billigere Glas. Und ein Brillenschleifer ist es dann gewesen, dem die Menschheit die erste wirkliche „Fernsehmaschine", das Fernrohr, verdankt.

Es weiß sicher jeder von euch, daß die Wirkungsweise des Fernrohres im wesentlichen auf der Zusammenarbeit von zwei in besonderer Weise geschliffenen Glaslinsen beruht, von denen die vordere das Bild eines entfernten Gegenstandes dadurch, daß sie die von diesem Gegenstand ausgehenden Lichtstrahlen „bricht" und dadurch „sammelt", dicht an unser Auge heranholt. Nun kann man diesen Gegenstand aus der Nähe betrachten, und dies noch besser dann, wenn man dabei durch eine zweite Sammellinse guckt, die den herangeholten Gegenstand oder vielmehr sein Bild vergrößert. Allerdings hat diese einfachste Form des Fernrohres insofern ein kleines Häkchen, als die vordere Sammellinse den Gegenstand „auf den Kopf stellt". Und das ist manchmal nicht angenehm. Aber die Fernrohrerfinder wußten Rat. Sie bauten statt der hinteren Sammellinse eine „andersherum" geschliffene sogenannte Zerstreuungslinse in das Fernrohr ein. Die Folge davon war, daß nun das herangeholte Bild infolge der besonderen Strahlenbrechung durch die Zerstreuungslinse wieder „auf die Beine gestellt" wurde.

Natürlich ist mit dieser kurzen Darstellung nur die allereinfachste Form des Fernrohres, d. h. eben gerade nur das, „worauf es dabei ankommt", in Betracht gezogen. Die geschliffene Linse dient heute bereits in vielfältiger Weise nicht nur dem In-die-Ferne-Sehen, sondern auch dem Mehrsehen! Und noch ein weiteres dürfen wir nicht vergessen: daß sie es auch ist, mit deren Hilfe es möglich wurde, das vergängliche Seh-Bild „einzufangen", es im Fotoapparat auf die lichtempfindliche Schicht der Fotoplatte zu bannen und im beweglichen Filmband dann wieder zum Leben zu erwecken!

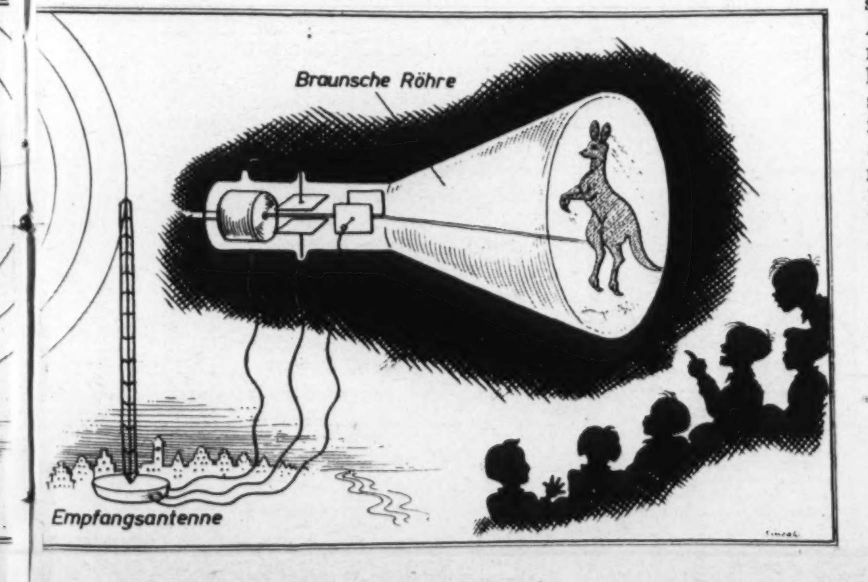
Genau so wie das Auge selbst ist jedoch auch die Linse abhängig von dem Weg der Lichtstrahlen, die von außen herankommen. Wofür diese Lichtstrahlen unüberwindliche Hindernisse sind, da sind sie es leider auch für die Linse. Und damit wären wir dann also an der Stelle angelangt, wo uns nur noch Zaubermaschinen helfen können, die von den Gesetzen des Lichtes und seiner Strahlung unabhängig sind.

Um die verzwickten Einrichtungen dieser genialsten Erfindung auf dem Gebiete der Optik verstehen zu können, müssen wir nun erst einmal das menschliche Auge etwas näher kennenlernen. Denn hier haben wir gewissermaßen das „Vorbild" für die Erfindung des Fernsehens.

Bekanntlich befindet sich im Innern unseres Augapfels die sogenannte Netzhaut, auf die durch die Pupille das Bild der Außenwelt wie durch die Linse eines Fotoapparates fällt. Auf der Netzhaut geschieht dann mit diesem Bilde folgendes: Millionen kleine Zäpfchen und Stäbchen zerlegen das Bild in winzige Einzelteile, in lauter ungeheuer kleine „Lichteindrücke", die in ihren verschiedenen Helligkeitsgraden zusammen das Bild draußen ergeben. In der Mitte der Netzhaut sind diese „Lichtapparate" am dichtesten. Beim Menschen kommen hier auf den Quadratmillimeter 160 000 Stück. Bei manchen Tieren sind es sogar noch mehr, beim Sperling z. B. 444 000 Stück, bei der Wanderratte 1 400 000, demgegenüber bei dem als besonders „kurzsichtig" bekannten Vogel Strauß nur 51 000 Stück. Die punktförmigen Lichteindrücke, die die Netzhaut aufnimmt, werden dann auf lauter „Einzelleitungen", die im Sehnerv zusammengefaßt sind, in unser Gehirn übertragen, wo sich schließlich auf geheimnisvolle Weise das Bild wieder zusammensetzt und uns als solches zum Bewußtsein kommt. — Dieses Auflösen eines Bildes in lauter Einzelpunkte und danach das Wiederzusammensetzen dieser Punkte ist auch beim Fernsehen die Voraussetzung für das Übertragen eines Bildes.

Daß der Hase so gut ausreissen kann, verdankt er nicht nur seinen schnellen Beinen, sondern auch seinen guten Augen: er sieht nämlich zugleich nach vorn und nach hinten. — Da kann der Mensch nicht mit

Aber das Fernsehen hat sich das menschliche Auge nicht nur zum Vorbild genommen, sondern macht sich auch eine Eigenschaft unseres Auges zunutze, ohne deren Vorhandensein die ganze Sache überhaupt nicht klappen könnte. Es ist nämlich so, daß dieser Lichteindruck, den unser Auge aufnimmt, nicht sofort wieder verschwindet; er bleibt vielmehr etwa eine zehntel Sekunde auf der Netzhaut haften. Infolgedessen gelingt es ja auch dem aus lauter Einzelbildern bestehenden Film, uns ein bewegtes Bild vorzutäuschen. Denn da er in einer Sekunde mehr als zehn Bilder an unserem Auge vorbeiführt, haftet der Lichteindruck des ersten noch auf der Netzhaut, wenn das zweite kommt, der Lichteindruck des zweiten Bildes, wenn das dritte kommt und so fort. Und daraus ergibt sich dann, daß wir nicht lauter Einzelbilder eines Bewegungsvorganges, sondern ein sich bewegendes Bild sehen.



Beim Fernsehbild ist die Sache freilich noch etwas verzwickter. Selbst wenn wir zunächst nicht ein bewegtes Bild übertragen, sondern nur ein unbewegtes, so wollen wir dieses Bild doch eine gewisse Zeit vor uns haben, um es in Ruhe betrachten zu können. Lösen wir es nun aber, sagen wir in 100 Bildpunkte auf, die nicht irgendwie gleichzeitig, sondern nur zeitlich nacheinander Punkt für Punkt übertragen werden können, so ergibt sich aus der oben beschriebenen, nur eine zehntel Sekunde währenden „Trägheit" des menschlichen Auges, daß wir nur dann den Eindruck eines geschlossenen Bildes im Empfangsgerät haben können, wenn in einer einzigen Sekunde jeder dieser Punkte öfter als zehnmal erscheint. Ja, es hat sich in der Praxis herausgestellt, daß das beste Bild erst dann entsteht, wenn seine Zusammensetzung aus den Einzelpunkten in jeder Sekunde fünfundzwanzigmal erfolgt.
Was bedeutet das? Es stünden bei 100 Bildpunkten für die „Aufnahme" eines Punktes (und natürlich auch für dessen Wiedergabe im Empfänger) nicht mehr als der 100×25. Teil, also der 2500. Teil einer Sekunde zur Verfügung! — Nun aber kommt das Schlimmste: Ein in nur 100 Einzelpunkte aufgelöstes Bild würde überhaupt noch kaum als Bild zu erkennen sein! Nein: viel, viel mehr, und also dementsprechend viel, viel kleinere Punkte gehören dazu, ein Bild so aufzulösen, daß es trotz dieser „Auflösung" noch als Bild wirkt, auf dem man etwas erkennen kann. So sind die in unseren heutigen Fernsehern erscheinenden Bilder aus rund 200 000 Bildpunkten zusammengesetzt, so daß also in einer einzigen Sekunde 200 000×25 = 5 000 000 Bildpunkte übertragen werden müssen!
Wir haben bisher lediglich kennengelernt, worauf es bei der Erfindung des Fernsehens grundsätzlich ankommt. Nun aber die entscheidende Frage: Wie löst man ein Bild in Punkte auf? Das Gerät, mit dem dies geschieht, ist die nach dem deutschen Erfinder Nipkow genannte Nipkow-Scheibe. In ihr sind, spiralförmig angeordnet, Löcher angebracht. Hinter der Scheibe befindet sich das Bild. Wenn sich nun die Scheibe dreht, dann gleiten die Löcher nacheinander über das Bild und machen es jeweils in winzig kleinen Einzelausschnitten (eben in „Punkten") sichtbar. — Wenn sich die Scheibe in einer Sekunde 25mal herumdreht, so ist das Bild in einer Sekunde 25mal „abgetastet". Und hat die Nipkow-Scheibe z. B. 180 Löcher, dann hat bei 25 Umdrehungen in der Sekunde die Scheibe das Bild 25mal hintereinander in 180 Zeilen zu je etwa 220 Bildpunkten zerlegt, also 25×180×220 = rund 1 Million Punkte in 1 Sekunde abgetastet.
Mit Hilfe einer sogenannten lichtelektrischen Zelle werden diese Punkte in entsprechende elektrische „Kräfte" verwandelt und als solche drahtlos oder durch Kabel fernübertragen. — Man kann der lichtelektrischen Zelle ihre Arbeit insofern erleichtern, als man von dem zu übertragenden Bilde zunächst einen Film herstellt (dessen Fertigstellung mit Entwickeln, Fixieren, Wässern und Trocknen noch nicht einmal eine Minute dauert!), der dann vergrößert auf die Nipkow-Scheibe projiziert wird, so daß also besonders „kräftige" Lichtstrahlen durch die Scheibenlöcher auf die Zelle einwirken.

Die von der lichtelektrischen Zelle (die man als das „elektrische Auge" des Fernsehsenders bezeichnen könnte) ausgehenden „Impulse" — so lautet der Fachausdruck für die in elektrische Kräfte umgewandelten punktförmigen Lichteindrücke — werden nun im Empfangsgerät wieder in Lichteindrücke zurückverwandelt, was in der sogenannten Braunschen Röhre vor sich geht. Diese besteht aus einem Glaskörper, aus dem man so gut wie alle Luft herausgepumpt hat. Infolgedessen verwandelt sich ein am hinteren Ende in die Röhre eintretender elektrischer Strom in einen sogenannten Elektronenstrahl, der durch die Röhre hindurchläuft und an ihrer abgeplatteten Vorderseite als winziger Lichtpunkt sichtbar wird. — Man kann nun diesen Elektronenstrahl auf elektromagnetischem Wege „ablenken" und also den Lichtpunkt auf der Röhrenbildfläche wandern lassen. Man kann ferner, ebenfalls durch elektrische Einwirkung, diesen Lichtpunkt stärker oder schwächer auftreten lassen. Dieses beides aber geschieht nun auf wunderbare Weise in Verbindung mit den von der lichtelektrischen Zelle des Fernsehsenders ankommenden, entsprechend dem zu übertragenden Fernsehbild gearteten Impulsen.

Und so ergibt sich folgendes: Auf der Bildfläche der

Fortsetzung auf Seite 20

1940: Aufbau in den neuen Gebieten

ZWISCHEN DANZIG UND MARIENBURG

Der eigenartige Zauber der alten Hansestadt Danzig, die der Führer aus ihrem schmachvollen Zwitterdasein, „Freie Stadt" zu heißen und keine zu sein, erlöst hat, nimmt jeden Besucher gefangen, sei er woher er sei, Norddeutscher oder Alpendeutscher, stamme er vom Rhein oder von der Drau. In Danzig hat das mittelalterliche deutsche Überseekaufmannstum, das in der Hanse geeint war, prunkvollstes Zeugnis von dem Reichtum dieser Klasse deutschen Bürgertums abgelegt, die für Jahrhunderte das Geschick des Reichs wesentlich beeinflußt hat. Als das Ansehen und die Macht



des Deutschen Kaisers zu verblassen begann, hat der deutsche Großkaufmann durch seinen weltweiten Blick und sein wagemutiges Beginnen die Kraft des deutschen Volkes vor der Welt noch für lange Zeit zur Geltung gebracht, wenn sie auch schon durch die Parteienkämpfe der Territorial-Fürsten stark unterhöhlt war. Eine wie große Macht dieser deutsche Kaufmann im ausgehenden Mittelalter und in der Zeit der großen geistigen Revolution bis zum Dreißigjährigen Krieg besessen hatte, können wir am plastischsten in der architektonischen Gestaltung Danzigs erblicken.
Zum erstenmal erscheint der Dame Danzig im Jahre 997 in der Geschichte, aber daß an der Stelle der heutigen Stadt und in der Danziger Bucht schon vor Jahrtausenden Germanen gewohnt haben, lehrt uns die Vorgeschichte. Der Deutsche Orden herrschte etwa 150 Jahre über die aufstrebende Handelsstadt, bis sich die Danziger von ihm 1451 lossagten und sich selbständig machten. Damals ragte schon der großartige Bau der Marienkirche, das gewaltigste gotische Gebäude rechts der Elbe hoch über die Häuser der Stadt. Danzig war eine Macht, die eigene Kriege führte, ihre eigenen Gesandtschaften unterhielt und den Handel des ganzen Weichsellandes, der übers Meer führte, unter Kontrolle hielt, hauptsächlich die Getreideausfuhr nach den nordischen Staaten und nach dem Westen. Besonders die hochentwickelten Industriestädte Flanderns und Hollands konnten nur leben, wenn sie aus dem Osten Getreide, Wachs, Flachs und viele andere Güter erhielten, die ihnen die hansischen Schiffe brachten.
Da hängt in der Marienkirche jenes unschätzbare Gemälde „Das Jüngste Gericht" von Hans Memling, der als deutscher Maler in Brügge wirkte, einer der Größten seiner Kunst, und es für eine Florentiner Kirche um 1470 gemalt hatte. Paul Beneke, der berühmte Danziger Kapitän, der Anführer des Hansekrieges von 1469 bis 1474 gegen England — übrigens des einzigen deutschen Seekrieges gegen England bis 1914 —, der den Engländern außerordentlichen Schaden zugefügt hat und sie in die Knie zwang, so daß sie die Vorherrschaft der Hanse noch für lange Zeit anerkennen mußten, kaperte u. a. auch das Schiff „St. Thomas", auf dem Güter im Werte von 4½ Millionen Gulden geladen waren, darunter auch „Das Jüngste Gericht", das der größte Seeheld unseres Mittelalters der Kirche seiner Heimatstadt schenkte.
Der Kornhandel hat Danzig reich gemacht, aber auch üppig werden lassen, was wir an den prunkvollen Bauten sehen,

Fortsetzung auf Seite 20



Hitler-Jugend am Oberrhein

Frische Tatenlust pulst überall in den Dörfern und Städten am Oberrhein. Dienststellen der Hitler-Jugend werden eröffnet, Kameraden und Kameradinnen aus dem Badischen arbeiten Hand in Hand mit den elsässischen. Schon meldet sich die Jugend in Stadt und Land zum freiwilligen Dienst. Viele Treppen ging es hinauf, bis ich vor dem Zimmer mit der Aufschrift „Anmeldungen zum BDM." stand. Drei Elsässerinnen, meine ersten Mitarbeiterinnen, kamen mir entgegen. Ich habe den Eindruck, daß die Freude auf beiden Seiten gleich groß war.

Hier ging es aus und ein, Mädel meldeten sich an, andere berichteten vom Flüchtlingsdienst, Väter und Mütter wollten Auskunft haben, Hitlerjungen teilten uns stolz mit, daß sie geholfen hätten, französische Straßenschilder und Plakate zu entfernen. Nachmittags stand ich mit der Obergauführerin zum erstenmal vor dem Straßburger Münster, gefangen von der Schönheit des Bauwerkes.

Näher rückte die Zeit für den ersten Heimabend in Straßburg. So gespannt habe ich wohl noch keinem Dienst entgegengesehen. Sechzig erwartungsvolle Mädel sind in der Jugendherberge in der Jungferngasse versammelt. Zum Teil sind sie zu diesem ersten Dienst 30 Kilometer mit dem Rad gefahren. Ich erzähle ihnen von unserer Mädelarbeit und dem frohen Leben in unseren Lagern. Ein gemeinsames Lied schließt uns alle zusammen. Die Begeisterung ist so groß, daß ich am liebsten, ebenso wie die Mädel, gar nicht nach Hause ginge ... So hört man vom Beginn der Arbeit erzählen.

Heute gehören die Jungen und Mädel im ganzen Elsaß zur Hitler-Jugend. Reichsjugendführer Axmann weilte zu Beginn dieses Jahres unter ihnen, in den Formationen und von Appell zu Appell fahrend, um ihnen allen die Grüße des Führers und der Jugend des Reiches zu überbringen, zu der nun auch die Jugend am Oberrhein gehört. Neben den Formationen der Hitler-Jugend und des Jungvolkes haben sich allenthalben die Mädel zur Mitarbeit gemeldet. Der Jungmädelbund, BDM. und das BDM.-Werk „Glaube und Schönheit" wollen mit dem gleichen Eifer arbeiten wie ihre Kameradinnen in Berlin, Kiel oder sonstwo. Die BDM.-Reichsreferentin, Dr. Jutta Rüdiger, sprach kürzlich auf einem Treffen von 1500 Gruppenführerinnen des BDM. über die besonderen Aufgaben der Mädel. „Ihr sollt treu sein der Kameradschaft der Jugend und damit der Gemeinschaft des Volkes!" rief sie ihren Kameradinnen zu, „und ihr sollt treu sein im Glauben an die Ewigkeit unseres Reiches, denn wir wissen, daß dieses Reich nur weiter getragen werden kann, wenn die Mädel als die kommende Frauengeneration begreifen, daß sie die Verpflichtung haben, das Blut unseres Volkes rein zu erhalten und die Weltanschauung und deutsche Zucht und Sitte auch in ihrer ursprünglichen Reinheit weiterzugeben. Deutsches Mädel: Deine Ehre ist die Treue zum Blute unseres Volkes!"

Daß die Jungmädel und Mädel im ganzen Elsaß stolz darauf sind, deutsch zu sein, das offenbarten sie der BDM.-Reichsreferentin in allen Einheiten im Unterelsaß, in den schönen Vogesen, in den Städten und Dörfern.

Mütter und Väter werden noch einmal jung mit der Begeisterung ihrer Kinder. Als zum erstenmal die Wimpel in allen Standorten feierlich vom Bahnhof in die entlegensten Ortschaften hinein eingeholt wurden, da standen alle grüßend am Wege, und als die BDM.-Reichsreferentin in allen Einheiten ihre Kameradinnen begrüßte, da waren auch die Väter, Mütter und Großmütter überall herbeigeeilt.

R. G.

Das jüngste Jungmädel von Sennwitz: sie ist 10 Jahre alt und ist am 20. April in den Jungmädelbund aufgenommen worden

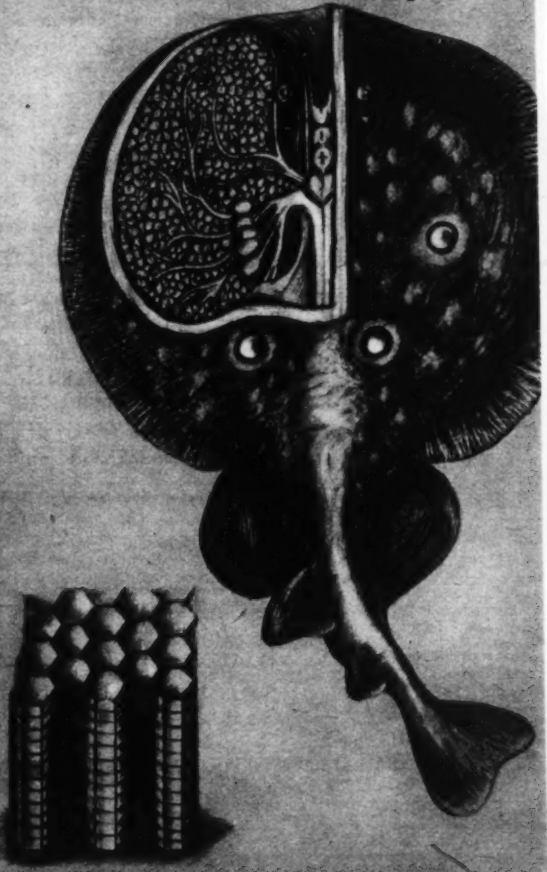


Das Urbild des Torpedos

Der im Mittelmeer und Atlantischen Ozean lebende Zitterrochen wurde schon von dem altrömischen vielseitigen Schriftsteller Plinius, der als Reiteroffizier im Jahre 45 in Germanien diente, „Torpedo" genannt, was Lähmung bedeutet. Der merkwürdige Fisch teilt nämlich beim Berühren elektrische Schläge aus, die kleine Tiere töten, größere lähmen. Unser Bild zeigt das freigelegte elektrische Organ, das fast die Hälfte des Körpers einnimmt, und die von Hirn und Rückenmark führenden Nerven. Tausende von prismatischen Säulen bilden die elektrische Batterie, in der zahllose sechseckige Plättchen — umgewandelte Muskeln — wie in einer Voltasäule übereinanderliegen.

Noch stärker ist die elektrische Spannung bei den Zitterwelsen des tropischen Afrikas, die Schläge von über 200 Volt austeilen und nur noch von den zwei Meter langen, vierzig Pfund schweren Zitteraalen der Flüsse Venezuelas übertroffen werden, die mit ihren rasch aufeinanderfolgenden elektrischen Entladungen von rund 350 Volt den stärksten Mann betäuben. Der in der Kriegstechnik vielgenannte Name „Torpedo" aber wurde vom Zitterrochen übernommen, und zwar zuerst von den Spaniern, die im achtzehnten Jahrhundert ihre mit Explosivstoffen gefüllten beweglichen Unterseeminen Torpedos nannten. Andere Konstrukteure, so 1805 der Amerikaner Fulton, folgten, und heute ist der seit 1876 in Deutschland allgemein bekannte Name „Torpedo" als verderbenbringende Waffe unserer Kriegsmarine der Schrecken des einst meerbeherrschenden Englands und aller unserer Feinde.

Dr. J. B.



DER KOMMANDANT:

Ein Oberfähnrich

PK. Es soll gelegentlich vorgekommen sein, daß ein Oberfähnrich mit „Herr Kapitänleutnant" angeredet wurde. Was unter zivilen Gesichtspunkten zu verzeihen wäre, wenn man berücksichtigt, daß ein Oberfähnrich Kommandant einer Einheit bei der Kriegsmarine sein kann. Wie wenig Kenntnis aber unsere Zivilbevölkerung von den Dienstgraden und Rangabzeichen bei der Kriegsmarine auch im übrigen hat, erhellt daraus, daß der Schreiber dieser Zeilen, ein schlichter Hauptgefreiter, vor einiger Zeit in einem Berliner Restaurant von dem Bedienungsfräulein gefragt wurde, ob er der Kapitän von K. sei, der am Telephon verlangt würde. Bei so verworrenen Begriffen über die Dienstgrade bei einem wichtigen Wehrmachtteil dürfte es eigentlich zweckmäßig erscheinen, zunächst eine Erläuterung der Uniform- und Rangabzeichen bei der Kriegsmarine folgen zu lassen. Da es jedoch darüber genügend aufklärendes Material in den Buchhandlungen gibt und im Rahmen eines PK.-Berichtes nicht genug Raum verfügbar ist, müssen wir es uns diesmal versagen und bei unserem Oberfähnrich auf dem Räumboot bleiben.

Es ist also kein Märchen, sondern er ist tatsächlich Kommandant eines R-Bootes. Daß man besondere Eigenschaften und außergewöhnliche Befähigungen mit auf den Weg bekommen haben muß, um mit 18 Jahren bereits der Führer einer Fronteinheit sein zu können, ist klar. Nicht jeder ist als Führerpersönlichkeit geboren. Solche Naturen sind Ausnahmen. Viele andere haben aber durch intensive Selbsterziehung und Fleiß ähnliche Ziele erreicht. Als Träger des E.K. II und des Minensuchabzeichens ist unser Kommandant ein markanter Typus des Offiziersnachwuchses. Sein verantwortungsbewußter Charakter verbindet jugendliche Frische mit bestem Kameradschaftsgeist. Das Ideal unserer Jugend.

Am heutigen Nachmittag haben wir Glück. Unser Boot hat die Aufgabe, neben der üblichen Minenräumarbeit die Vermessung eines torpedierten und versenkten englischen Dampfers an der französischen Kanalküste vorzunehmen. Es geht an Klippen und Felsen, welche aus dem Wasser ragen, vorbei. Das prächtige Azurblau des Himmels vereint sich mit dem Blaugrün des Meeres zu einem einzigen Ganzen. Nur schwer ist der Kimm auszumachen, so fließen die Farben ineinander. Ein Naturspiel von seltener Schönheit. Die Märzsonne meint es gut mit uns und läßt mit ihren warmen Strahlen unsere Gesichter bereits bräunen. Spiegelglatte See verspricht einen schönen Tag. Unser junger Chef hat sich das weiße Messejackett zu seiner Lederhose angezogen. Und alle sind in heiterer Stimmung. Wir fahren noch unter Land, als der Kommandant beide Maschinen stoppen läßt, um das Räumgerät ausbringen zu lassen. So schnell wie bisher können wir nun nicht mehr durch die See jagen, denn das ausgebrachte Gerät hemmt etwas.

Auf hoher See lassen wir es aber trotz der eintretenden Atlantikdünung außer Bord. Allein an die Vermessung des versenkten Dampfers ist nun nicht mehr zu denken, denn die langsam ausrollenden Wellenberge lassen genaue Messungen nicht zu. Auf See wechselt das Wetter manchmal stündlich, so fahren wir zeitweise durch dichte Nebelwolken, zeitweise bei klarem Sonnenschein.

Die geringe Größe unseres R-Bootes mit der kleinen Besatzungszahl von 18 Personen, exklusive Pitt, unseres Bordhundes, befindet sich in so ungleicher Proportion zu dem gewaltigen Element, von dem es getragen wird, daß wir oftmals zu philosophischen Betrachtungen angeregt werden. Auch die vier Seekadetten, welche bei uns ihre erste Bordausbildung erhalten, beteiligen sich mit großer Aufmerksamkeit an den Gesprächen. Bereitwillig wird ihnen vom Chef, der nun schon neunzehnjährig, fast ein Jahr Kommandant ist, jede gewünschte Auskunft gegeben. Am liebsten möchte jeder von ihm erfahren und lernen, wie man es machen muß, um mit 18 Jahren Kommandant zu werden. Aber lachend verweist er sie auf ihre eigene Initiative. Offenbar hängt die Besatzung mit Achtung und Liebe an ihrem Käpt'n. Erstaunlich, wie sich militärische Zucht mit Bordkameradschaft vereinigen läßt.

Als wir am nächsten Morgen zu einer gänzlich unchristlichen Zeit wiederum aus dem Hafen laufen, erwartet uns draußen ein Original-Finkenwärder-Wetter.

„Sei jo keen Bangbüx, wennt mol weiht
wenn allens koppheister geiht",

so lauten die aufmunternden Worte des Chefs an seinen Rudergänger, einen Seekadetten. Bei Seegang ist das Ruderhalten ein besonderes Kunststück und bedarf einer außergewöhnlichen Geschicklichkeit. Die achtere See drückt das kleine Fahrzeug ruckweise nach vorn. Mit peitschender Heftigkeit fegen die Brecher über Deck und Brücke. Schon längst wären wir bis auf die Haut durchnäßt, wenn uns nicht gutes Ölzeug schützen würde. „Zehn mehr", befiehlt der Käpt'n dem Posten Maschinentelegraph, welcher den Befehl wiederholt und ausführt. Mit noch drei Booten unserer Flottille fahren wir in Kiellinie auf England zu. Wir haben die Aufgabe, ein bestimmtes Seemeilenquadrat vor Englands Küste auf Minen zu prüfen. Manchmal eine undankbare Sache, denn leider schlafen die Tommies auch nicht, und man kann ein bestimmtes Gebiet sauber abgesucht und nachher als minenfrei gemeldet haben, um einen Tag später beim Geleitfahren feststellen zu müssen, daß es dennoch wieder vollständig verseucht ist. Die Leinen unseres Gerätes haben wir auf 15 Meter herausgebracht, Jonny, der Aufklarer beim Chef ist, legt sich unfreiwillig über die Reling und füttert die Fische mit seinem soeben eingenommenen Morgenfrühstück. Er ist aber Optimist und hat einen unverwüstlichen Mut in punkto Fresserei, daher können seine Kameraden es jetzt mit Staunen erleben, daß er sich eine zweite, verbesserte Auflage einverleibt. Und siehe, diesmal hält er dicht.

„Steuerbordseite voraus Mine in Sicht", ruft der Posten Ausguck dem Kommandanten zu. Alle Boote unserer Flottille, die nunmehr in Gerätformation marschieren, haben fast gleichzeitig die Treibmine entdeckt. Signale wechseln von Boot zu Boot. Vom Flottillenchef erhalten wir den Befehl, die Mine unschädlich zu machen. „Beide Maschinen stop", das Gerät wird eingeholt, und mit „Langsamer Fahrt voraus" nähern wir uns dem dunklen Punkt, der zeitweilig zwischen den Wellen tänzelnd erscheint und wieder verschwindet, bis auf Schußweite. Inzwischen hat die „Nummer eins" die Freiwache herausgepfiffen, die jetzt am 2-cm-Geschütz auf der Back angetreten ist. Darauf erteilt der Chef Feuererlaubnis. Es klappt alles wie beim Geschützexerzieren in Misdroy. Nach wenigen Minuten begibt sich das schwimmende Unheil mit einigen Löchern im Bauch in die Tiefe, um dort zu „vergammeln". Unsere U-Boote, welche England umkreisen, sind von einem Gefahrenpunkt befreit. Mit ausgebrachtem Gerät fahren wir nun wieder in Formation. Im ganzen können wir im Verein mit der Flottille noch elf Minen den Garaus machen. Ein schönes Ergebnis, die Arbeit hat sich gelohnt. Oftmals sind die Suchleinen gebrochen, eingeholt und neu angesteckt worden. Kurz vor Sonnenuntergang werden die Geräte endgültig eingeholt. Das Flottillenboot hißt das Signal Anton-Fritz, und die übrigen drei Boote folgen dem Beispiel. Erwartungsvoll richten sich die Gläser auf das Führerboot. Der Signalgast hält die Leine fest in der Hand. Anton-Fritz wird auf dem F-Boot niedergeholt, und indem mit mehreren Stimmen der Ruf „Nieder" erschallt, sausen auch auf den anderen drei Booten die Flaggen an den Masten herunter. „Alle Fahrt" (Anton-Fritz) wird darauf von unserem Kommandanten befohlen. Nun fahren wir in Kiellinie wieder dem Hafen zu.

Nicht nur guter Wille und Begeisterung, sondern exakte Kenntnis und ein gewisses Maß von Erfahrung bringen die Sicherheit, die bei der Kriegsseefahrt unbedingte Voraussetzung ist. Ohne Zweifel ist es als eine besondere Auszeichnung anzusehen, wenn eine Offizierplanstelle, wie in diesem Falle, von einem Oberfähnrich besetzt wird. Die in jungen Jahren erhaltene verantwortungsvolle Selbständigkeit, welche mit der Leitung einer Kriegseinheit verbunden ist, erzeugt ein erhebendes Gefühl und bindet an äußerste Pflichterfüllung.

Meine Frage an den jungen Kommandanten nach der Ausbildungsweise in der Seeoffizierslaufbahn wird mit knappen Worten beantwortet:

Drei Monate Infanterieausbildung, fünf Monate Bordausbildung, während dieser Zeit Beförderung zum Kadetten; fünf Monate Marineschule mit Seeoffiziershauptprüfung, während dieser Zeit Beförderung zum Fähnrich zur See; zwei Monate Waffenlehrgänge; acht Monate Frontdienst in der Flotte, während dieser Zeit Beförderung zum Oberfähnrich zur See. Die Beförderung zum Leutnant zur See läßt alsdann nicht lange mehr auf sich warten.

Durch Einnehmen einer zackigen Grundstellung bringe ich meinen Dank zum Ausdruck.

Kriegsberichter Wilhelm Brink

Ohne Seegeltung gibt es keine Weltgeltung!

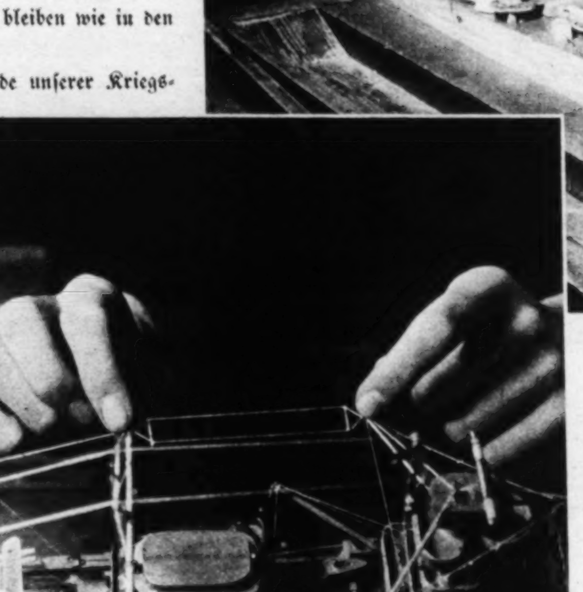
IM AUGUST REICHSAUSSTELLUNG „SEEFAHRT IST NOT" IN KÖLN

In den Gauen werden jetzt Ausstellungen veranstaltet, in denen die Ergebnisse des „Hilf mit"-Schülerwettbewerbes „Seefahrt ist not" zusammengefaßt sind. Im August werden die besten Arbeiten in einer Reichsausstellung in Köln gezeigt, bei der eine Ausstellung der Kriegsmarine unter dem Titel „Seegeltung — Weltgeltung" den äußeren Rahmen bilden wird.

Die Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes, die in Verbindung mit dem Oberkommando der Kriegsmarine diesen dritten Wettbewerb im Krieg ausschrieb, hatte damit der deutschen Jugend eine Freude gemacht. Denn Seefahrt richtet den Blick in die Weite. Und wer von uns hätte nicht schon die Sehnsucht in sich gespürt, selbst hinauszufahren auf die weiten Ozeane, um die ferne Welt mit eigenen Augen kennenzulernen. Heute braucht diese Sehnsucht kein Traum mehr zu bleiben wie in den bitteren Jahren nach 1918!

Das Ende des Weltkrieges bedeutete auch das Ende unserer Kriegsflotte und der Handelsflotte. Nach den Bestimmungen des Versailler Schanddiktats durften die deutschen Seestreitkräfte nur noch sechs kleine Schlachtschiffe, 6 Kreuzer, 12 Zerstörer und 12 Torpedoboote umfassen. Da Deutschland im Vertrag weiter das Recht anerkennen mußte, den Feindmächten sämtliche durch Kriegsereignisse verlorenen oder beschädigten Handels- und Fischereifahrzeuge, Tonne für Tonne und Klasse für Klasse zu ersetzen und in Verfolg dieser Bestimmung sofort alle Handelsschiffe von 1600 BRT. und darüber, ferner die Hälfte der Schiffe, deren Tonnage zwischen 1000 und 1600 BRT. lag, und ein Viertel aller Fischereifahrzeuge ausliefern mußte, so konnte auch von einer Handelsschiffahrt kaum noch die Rede sein.

Vom einfachsten Modell bis zum schwierigen Bau eines Schlachtschiffes, alles kann man in den Schulen vorfinden, die sich mit Eifer für den Wettbewerb „Seefahrt ist not" einsetzen!



Ein Schlachtschiff erhält seine Antenne

Der große Freiheitskampf, den das deutsche Volk jetzt durchkämpft, hat die Erreichung der deutschen Weltgeltung zum Ziele, eine Weltgeltung, an die niemand mehr zu rühren wagen darf. Für sie ist die Seegeltung bestimmend! Und wenn deshalb die Stärke der deutschen Seemacht nach diesem Kriege größer sein wird wie je zuvor und auch die Handelsflotte entsprechend der Größe des Reiches an Umfang gewaltig zunehmen wird, dann werden Hunderttausende unserer Generation später als Seeleute im Dienste Deutschlands stehen. Als tapfere Seemannsfrauen werden dann aber auch Hunderttausende deutscher Mädel ihre Pflicht erfüllen. Darauf vorzubereiten war der Sinn des Wettbewerbs. Und wie die Gauausstellungen zeigen, hat es bei den Arbeiten an Einfallsreichtum nicht gefehlt. Die Arbeiten übertreffen an Zahl und Güte alle Erwartungen. Wenn in den Wintermonaten das Thema „Seefahrt ist not" für die Jugend ein Programm bedeutete, darf aber auch nach diesem Wettbewerb das Interesse am Seegeltungsgedanken niemals nachlassen. Das Verständnis aus den erhaltenen Anregungen heraus weiter zu vertiefen, muß vielmehr das Ziel sein.

In Köln kommen nun in einer großen Schau die Arbeiten der Reichssieger zur Ausstellung, und dort werden auch die Preise verteilt, die in Fahrten durch Deutschland einschließlich Übernachtung und Verpflegung bestehen; ferner wird ein großer Teil der Reichssieger Übungen auf Kriegs- und Handelsschiffen sowie Segeljachten mitmachen können.

Reichsjugendführer Artur Axmann in Italien

Reichsjugendführer Artur Axmann, der sich zu einer kurzen Informationsreise in Rom aufhielt, wurde von Mussolini empfangen. Unser Bild zeigt den Reichsjugendführer im Gespräch mit Mussolini während einer Veranstaltung der GIL. im Forum Mussolini



EIN TIEFSEETAUCHER ERZÄHLT SEIN GEFÄHRLICHSTES ABENTEUER!

Kjöge ist eigentlich ein ganz kleiner Hafen auf Seeland. Wenn das Wetter klar ist, dann kann man hinübersehen nach Falsterbo, dem schwedischen Seebad, wo sich die reichen Stockholmer einen guten Tag machen. Wenn es aber diesig ist, und das ist es meistens im Winter, dann ist es viel besser, man steht nicht am Hafen herum. Da ist doch nichts los. Ein paar Steintaucher haben festgemacht und hieven ihre Felsbrocken an Land. Von Vordingborg ist ein kleiner Segler mit Zement eingelaufen. Mehr ist nicht los. Also lassen wir den Hafen und gehen zu Kai Sörensen. Bei Sörensen sitzen die alten Fischer. Meist sind sie früher auf großer Fahrt gewesen und lügen, daß sich die Balken biegen. Dort treffen wir Helge Madsen, er spinnt ein Garn aus großen Tagen.

„Das muß etwa 1920 gewesen sein, da sank an der Küste von Florida die Luxusjacht eines Millionärs aus Neuyork. Der Mann hieß Tyron. Im allgemeinen läßt man solche Schiffe getrost dort liegen, wo sie gesunken sind. Die Einrichtung ist doch bald verdorben, und der Sand hat das beste Schiff in kurzer Zeit verschlungen. Aber dieses Mal war das etwas ganz anderes.

Zunächst war der Besitzer des Schiffes selbst mit untergegangen. Jedenfalls behaupteten das einige Leute, die sein Vermögen erben wollten. Andere aber, die im Testament nichts abbekommen hatten, behaupteten, der Mann sei nur verschollen und könne erst nach einer Reihe von Jahren für tot erklärt werden. So lange wollten nun wieder die Erben nicht warten, und so holte man mich. Ich sollte nachsehen, wer recht hätte, und hinabtauchen zu dem versunkenen Schiff ‚Eugenie'. Warum sollte ich das nicht übernehmen? Es war ja mein Handwerk.

Die Jacht lag im klaren Wasser so flach, daß man den weißen Schein des Oberdecks gut sehen konnte. Da sie außerdem mit dem Kiel in einer Felsrinne festsaß, bestand nicht die geringste Schwierigkeit, in das Wrack hineinzusteigen.

Der Fall schien geradezu kinderleicht. Wenn ich aber ein vernünftiger Mann gewesen wäre, dann hätte mich gerade dieser Umstand warnen sollen. Dinge, die gar zu leicht scheinen, haben gewöhnlich einen Haken. Ihr werdet sehen!

Da das Wrack auf etwa vierzig Meter Tiefe lag, konnte ich auf den ganz schweren Gallschen Tauchapparat verzichten, der wegen seiner Konstruktion oft als ein kleines U-Boot bezeichnet wird. Bei vierzig Meter ist der Druck noch nicht so stark, daß man sich ganz in Siemens-



Martin-Stahl einschließen muß. Es genügt ein Mittelding zwischen den gewöhnlichen Scaphanders aus Segelleinwand und der Stahlpanzerung. So glaubte ich wenigstens, aber fast hätte das mein Leben gekostet . . ."

„Bis auf das Deck kam ich schnell herunter. Das heißt, unterwegs mußte ich ein paarmal anhalten lassen, damit sich der Körper langsam an den wachsenden Druck gewöhnt. Bei dieser Gelegenheit fanden sich auch wieder ein paar Haie ein. Ein richtiger alter Taucher bekommt deswegen keine Gänsehaut. Der Hai ist feige. Meist will er nur die Luftblasen wegschnappen, die aus dem Helm kommen. Man stellt einen Augenblick das Ventil ab und dann wird dem Hai die Sache langweilig. Ist es aber ein hartnäckiger Bursche, dann läßt man den Tauchanzug ordentlich voll Sauerstoff laufen und öffnet blitzschnell die Luftmanschette an der Hand. Wenn dem Burschen dann die große Sauerstoffblase um die Ohren perlt, nimmt er stets Reißaus.

Also ich stehe auf dem Deck der ‚Eugenie'. Die Zerstörungen sind gering, denn das Schiff ist nicht im Sturm untergegangen, sondern hat durch eine Kesselexplosion ein mächtiges Leck bekommen. Die Tür zur Kajüte steht halb auf und bewegt sich leise in der Strömung. Da es draußen schon dämmerig ist, herrscht drinnen im Kajütgang tiefste Finsternis. Viel Zeit will ich hier nicht verlieren, ich stoße die Tür ganz auf und trete in den dunklen Gang. Jetzt werde ich meinen Scheinwerfer einschalten, der elektrisch von Deck des Bergungsschiffes betrieben wird, und dann werden wir uns einmal die Sache da drinnen betrachten.

In diesem Augenblick spüre ich einen seltsamen weichen Widerstand, als ich ein Bein vor das andere setzen will. Es ist, als wenn eine zähe, unsichtbare Kraft mich fesselt. Ich fasse nach meinen Beinen und treffe auf eine weiche, nachgiebige Masse, die bei weiterem Druck immer zäher wird. Jetzt flammt der Scheinwerfer auf und das Blut schießt mir jäh in die Schläfen.

Ich sehe unmittelbar vor dem Glas meines Taucherhelms dicke schleimige schwarze Arme, die sich behutsam und leise um meine Brust legen. Andere Arme schlängeln sich behende um meine Füße, und wie ich sie jetzt berühren will, spüre ich schon, daß ich fast bewegungslos gefesselt

bin. Gefesselt von den zehn Meter langen Fangarmen eines Riesenkraken, der sich den dunklen Kajütgang ausgesucht hat, um dort auf Opfer zu lauern.
Ich schwitze vor Aufregung. Im ersten Augenblick will ich fliehen, aber das kann ich nicht mehr. Das widerliche weiche Untier hat meine Beine bereits gefesselt. Jede Sekunde schlägt die Bestie weitere Ringe um mich, und die Arme saugen sich überdies noch an meinem Taucheranzug fest. Eine Möglichkeit gibt es noch: ich reiße mit der freien Hand ein Beil aus einer Gürtelschlinge, das ein Taucher stets bei sich hat, wenn er Wracks erkunden soll. Blindlings schlage ich damit um mich. Ich treffe auch dreimal, viermal in eine widerlich weiche Masse. Aber dann ist es plötzlich stockfinster um mich. Ich sehe keine Hand vor Augen.
„Scheinwerfer an!" brülle ich durch das Telephon nach oben.
„Scheinwerfer brennt!" kommt die Antwort. „Was ist los?"
Es hat gar keinen Wert, denen da oben etwas davon zu erzählen, was mich hier erwischt hat, denn ehe ich aufgezogen werde, hat mich der Krake hier unten schon restlos erledigt. Jetzt weiß ich auch, warum ich nichts mehr sehen kann. Das Tier hat Verletzungen durch meine Hiebe erlitten und hat nun als Tarnung seinen Tintenbeutel ins Wasser entleert. Ein alter Trick dieser Bestien, wenn sie sich angegriffen fühlen. Die Umklammerung, die einen Augenblick nachließ, ist jetzt fester denn je. Das Tier versucht, mich an sich zu ziehen.
Das ist das Ende, denn mitten zwischen diesen zehn oder zwölf Saugarmen sitzt der Kopf des Ungeheuers mit einem großen Auge und einem messerscharfen, hornartigen Schnabel, der durch jede Taucherausrüstung hindurchschlägt.
In meiner Not fange ich an zu schreien. Ich höre auch, wie man von oben aufgeregt in das Telephon hineinruft. Ich kann aber keinen klaren Gedanken mehr fassen, denn ich bin in eine regelrechte Raserei geraten. Sicher habe ich von dem Ungeheuer schon einen oder gar zwei Arme abgeschlagen, denn ich spüre deutlich, wie das Wasser warm von dem ausströmenden Blut der Bestie wird. Wie ein Blitz durchzuckt mich der Gedanke, daß es ganz sinnlos ist, jeden einzelnen unsichtbaren Arm abzuschlagen und dadurch das Tier noch wütender zu machen. Ich schlage mit ein paar wuchtigen Hieben jetzt dorthin, wo ich das Auge und den unheimlich scharfen Schnabel vermute. Einmal, zweimal, dreimal, immer wieder — ich stöhne vor Wut und Ohnmacht zugleich.
Aber plötzlich fallen jäh die Fangarme von mir ab. Ich weiß nicht, wie ich aus dem Gang herausgekommen bin, aber ich bin jedenfalls herausgekommen. Draußen leuchtet auch mein Scheinwerfer wieder, und ich sehe, wie die dicke Tintenflüssigkeit und auch das Blut des Tieres in dicken Schwaden aus dem Kajüteneingang in das klare Wasser hinaufsteigt. Ein langer abgeschlagener Fangarm hängt über der Tür, die weit aufgerissen in der Strömung pendelt.
Jetzt heißt es, ausreißen, so schnell es geht. Denn das Blut wird die Haie in großen Mengen anlocken. Und wenn ein Taucher auch mit ein paar dieser Herrschaften leicht fertig wird, so ist es doch ratsamer, sich den Bestien zu entziehen, wenn sie, blutgierig und von der Witterung berauscht, näherschießen.
„Aufziehen, sofort!"
Aber oben kommt irgendeine Befehlsübermittlung durcheinander. Man zieht zunächst an dem Lastaufzug, den ich mit nach unten genommen habe, um eventuelle Lasten hochhieven zu lassen. Der eiserne Greifhaken des Aufzuges verfängt sich in meinen Ärmel, und ehe ich durch das Telephon auch nur einen neuen Befehl rufen kann, ist mir der Haken in das Fleisch des Oberarms gedrungen. Jetzt werde ich wie ein Fisch an der Angel an einem Haken hochgewunden, der in meinem eigenen Fleisch sitzt! Als man mich schließlich an Deck gehoben hat, bin ich ohnmächtig. Aber ein richtiger Taucher kann schon eine Schramme vertragen.
Viel später habe ich einmal einen Philippino gefragt, der ein guter Tiefseetaucher war, wieso ich damals von dem Kraken nicht mehr angegriffen wurde. Er sagte, ich hätte die einzige empfindliche Stelle des Ungeheuers getroffen, nämlich das Nervenzentrum über dem einzigen Auge. Die

Soldatenbrief aus Kopenhagen

Die Kugelpost im Stempel

Die dänische Kugelpost, die in der Zeit von 1836 bis 1865 im Dienst war

In unseren freien Stunden gehen wir hier in Dänemarks Hauptstadt mit offenen Augen durch die Straßen. Da begegnen wir täglich König Christian bei seinem Morgenritt. Im Straßenbild fallen uns vor allem die vielen Fahrräder auf. Ich denke beim Anblick des Kopfsteinpflasters an die schönen Asphaltstraßen, auf denen ihr zwischen Kreidestrichen eure kleinen Modellautos ins Rennen schickt. Brauchitsch, Stuck und Caracciola sind ja für euch ein Begriff, unlöslich mit dem Gedanken an rassige Stromlinienwagen. Nun, mit den rassigen Automobilen hapert es hier noch sehr. Wir sehen meist nur alte Fordtypen, über die ihr mitleidig lachen würdet. Dafür wißt ihr aber sicher nichts von einem Vorläufer des Stromlinienwagens, der bereits vor 100 Jahren zur Regierungszeit Friedrichs IV. von Dänemark konstruiert wurde. Damals gab es weder Eisenbahnen, Autos noch Flugzeuge. Das einzige Beförderungsmittel war die Postkutsche. Nun ist so ein hochrädriger Kutschwagen, in dessen Innern die Reisenden Platz nahmen und auf dessen Wagendeck Truhen und Postsäcke lagen, kein sehr schnelles Gefährt gewesen. Es gab aber auch schon damals Menschen, die es sehr eilig hatten mit ihrer Post. Da kam ein kluger Kopf auf die Idee, daß der Wagen im Gewicht und in der Form möglichst leicht und mit möglichst geringem Windwiderstand gebaut werden mußte. So konstruierte er eine Metallkugel zur Aufnahme von Briefen. Sie bot gleichzeitig einen guten Schutz gegen Witterungsunbill, da das Regenwasser stets an der Kugel ablief. Die Kugel hing, durch Lederriemen gefedert, zwischen vier Rädern. Die spitzen Stacheln auf der oberen Kugelhälfte haben eine besondere Bewandtnis. Auf einsamen Landstraßen gab es Vagabunden, die sich gern ein Stück des Weges fahren lassen wollten und still und heimlich auf der Kugel Platz nahmen. Durch ihr Körpergewicht wurde die Eilpost unliebsamerweise beschwert und die Fahrt verlangsamt. Um sich nun vor diesen Schwarzfahrern zu schützen, erhielt die Kugel ihre Stacheln. Aber die Landstreicher wußten sich zu helfen. Sie stopften ihre Hosenböden mit Stroh aus und genossen, wenn auch etwas ungemütlich, die Fahrt. Diese Kugelschnellpost verkehrte von 1836—1867. Die Briefmarkensammler unter euch finden vielleicht noch dänische Marken mit einem Jubiläumsstempel, auf denen diese Kugelpost abgebildet wurde. Zur 100-Jahr-Feier im Jahre 1935 wurde übrigens der Wagen — wie uns der Museumsverwalter erzählte — mit zwei Schimmeln bespannt und von einem Schwager in der traditionellen Uniform kutschiert. Die auf einer Briefmarkenausstellung aufgegebene Post wurde in der Kugel zum Flughafen gebracht, wo sie im Rumpf des modernsten und schnellsten Verkehrsmittels verschwand. Bei der Begegnung der alten und der neuen Zeit ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Als die Propeller des Flugzeuges mit lautem Dröhnen ansprangen, nahmen die Pferde Reißaus. Der Postkutscher flog in seiner schönen Uniform in hohem Bogen vom Bock. Die Kugelschnellpost hat wohl nie solche Geschwindigkeit erreicht wie in diesem Augenblick. B. M.

Die Aufnahme der Ausstellungspost und die Kugel



Die Postübernahme ins Flugzeug kurz vor dem Zwischenfall. „Alte und neue Zeit begegnen sich"

Tiere seien hochintelligent, und wenn mir nicht dieser Schlag geglückt wäre, dann hätte ich mich niemals aus den Fangarmen der Bestie befreien können. Auf ein paar Arme mehr oder weniger komme es nämlich diesen Ungeheuern nicht an, die es in mehr als zweihundert Arten in allen tropischen Meeren gibt."
„Und was war mit dem Millionär?"
„Ach so, der Millionär! Ja, den haben wir später gefunden. Er war wirklich ertrunken. Die Leute, die das nicht glauben wollten, mußten sich nun wohl oder übel mit dem für sie ungünstigen Testament abfinden, nachdem ich meinen Befund vor Gericht eidlich versichert hatte."
Das kann man des Abends in Kjöge hören, wenn man sich dort oft sehen läßt und die Fischer allmählich mit einem warm werden. Dann sagen sie auch wohl beiläufig, daß der Helge Madsen ein ganzer Kerl sei und niemals aufschnitte. Er sei ein „alter Seemann", sagen sie. Und das will in aller Welt soviel heißen, daß er ein Mann ist, der sich nicht vor Tod und Teufel fürchtet. — Hans Steen

Zwischen Danzig und Marienburg

Fortsetzung von Seite 14

die in der Epoche der Renaissance und des frühen Barock errichtet wurden, Gebäude, wie sie keine andere Hansestadt aufzuweisen hat. Das Getreide aber erhielt es hauptsächlich von den deutschen Bauern und Grundbesitzern des Weichsellandes. Das Weichseldelta, die sogenannte Niederung oder das Werder, war und ist Danzigs eigene Kornkammer. Das Gebiet gehört zu den fruchtbarsten Landstrichen Großdeutschlands. Durch deutscher Bauernfäuste unentwegte Arbeit, durch die Anlage von Kanälen und großen Deichen ist aus dem ehemaligen Sumpfland des Deltas üppigstes Getreideland geworden. Wie stolz stehen in der Landschaft die stattlichen Fachwerk-Vorlaubenhäuser der Niederungsbauern, Menschen besten niedersächsischen Stammes; wie imposant die noch aus der Ordensritterzeit stammenden Windschöpfwerke, mit denen die planvolle Entwässerung des Landes geregelt wurde. Eine Wanderung durch das Werder zeigt uns die gesammelte Kraft kulturwerteschaffenden deutschen Bauerntums mit einprägsamer Deutlichkeit. Es hatte die Weichsel auf Hunderte von Kilometer stromauf gebändigt und hinter den Deichen Ackerland geschaffen, dessen Früchte Danzigs Seeschiffe in alle Welt führten.
Wenn wir uns der Stelle nähern, wo die Nogat vom Hauptstrom abzweigt, blicken wir auf das ritterliche Gegenstück der gewaltigen Marienkirche Danzigs, die Marienburg, Wahrzeichen des kämpferischen deutschen Ostens einst, heute und für immer, nunmehr mit neuem, mutvollem Geiste erfüllt! Reimesch

Worauf es ankommt . . .

Fortsetzung von Seite 14

Braunschen Röhre erscheinen nacheinander zeilenartig mehr oder weniger helle Lichtpunkte, und zwar entsprechend der oben beschriebenen Bildabtastung in einer Sekunde 25×180 Zeilen zu je 220 Punkten; das heißt: es leuchten in einer einzigen Sekunde nacheinander rund 1 Million Lichtpunkte vor den Augen der Fernsehbildbeschauer auf. Und auf diesem rasend schnellen Punktwechsel beruht also die Tatsache, daß die Beschauer nicht lauter Einzelpunkte, sondern ein deutliches Bild erkennen. Da, wie bereits erwähnt, in dem menschlichen Auge jeder Lichteindruck etwa eine Zehntel Sekunde haften bleibt, das Fernsehbild sich aber in wesentlich kürzerer Zeit, nämlich in eine 25stel Sekunde, einmal „zusammensetzt", gelingt hier eine noch wesentlich zauberhaftere Täuschung als beim Filmbild.
Daß das Fernsehbild um so vollkommener wird, je mehr und also kleinere Einzelpunkte es enthält, ist klar. Wenn das Fernsehbild daher heute beim Fernsehrundfunk statt aus einer Million Lichtpunkten bereits aus rund fünf Millionen Punkten in der Sekunde besteht, ist damit bereits eine Vollkommenheit erreicht, die sich im wahrsten Sinne des Wortes sehen lassen kann. Hans Knothe

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: DRK. (3), Weltbild (2), Atlantik (3), Hoffmann (2), Scherl (2), Ass. Press (5), Utecht (9), Bavaria-Filmkunst (10), Marian Schwabik (4), PBZ. (2), Mauritius (2), Gensicke (2), Technophotographisches Archiv (1), Muchow (4), Hager (2). — Graphische Gestaltung: Feiber.

Hauptschriftleiter: Wilhelm Utermann, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.